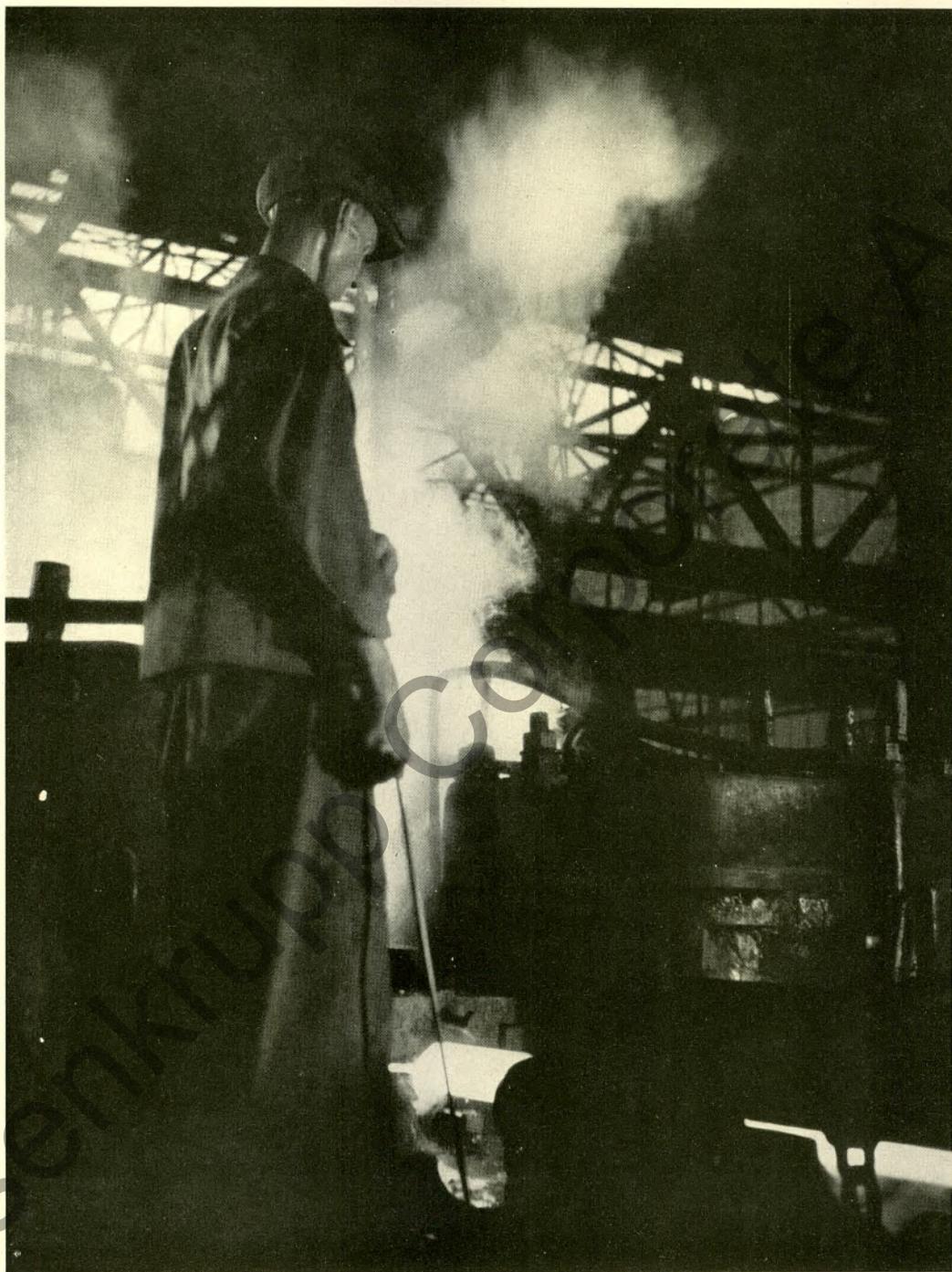


Bildbeschriftung

Das Werk



Vichtbild: Hallensleben / Vereinigte Stahlwerke AG.

Wagen nahtloser Röhre
im Werk Poensgen der Deutsche Röhrenwerke AG.

Monatschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XXI. Jahrg.

Düsseldorf



Aug./Sept. 1941

Heft 8/9

Das Wurf

XXI. Jahrg.

Düsseldorf, August/September 1941

Heft 8/9

Man ist nur zu leicht geneigt, dem Zufall im Kriege eine große Rolle zuzusprechen. Mit diesem Ausdruck würdigt man den Krieg aus seiner stolzen Höhe zu einem Glücksspiel herab. Als solches ist er mir nie erschienen. Ich sah in seinem Verlauf und Ergebnis, auch wenn sich letzteres gegen uns wendete, immer und überall eine herbe Folgenreihe unerbittlicher Logik. Wer zugreift und zugreifen kann, hat den Erfolg auf seiner Seite, wer das unterläßt oder unterlassen muß, verliert.

von Hindenburg.

Glück – Zufall – Führertum.

Friedrich der Große.

Glück und Zufall sind Worthülsen ohne Sinngehalt. Was im Volksmunde Cäsars Glück heißt, sind im Grunde nur die in der Weltlage gegebenen Bedingungen, die seinen Plänen entgegenkamen.

Der Begriff Zufall läßt sich am besten durch das Würfelspiel erläutern. Da nennt man's auch Zufall, wenn mein Wurf zwölf und nicht sieben Augen gibt. Wollte man dies Ergebnis nach seinen natürlichen Ursachen zerlegen, so wäre da eine Fülle von Einzelheiten wohl zu beachten: in welcher Weise wurden die Würfel in den Becher hineingetan, wie waren die Bewegungen der Hand — mehr oder weniger kräftig, mehr oder weniger häufig —, die die Würfel im Becher durcheinanderschüttelten, ihnen eine schnellere oder langsamere Bewegung verliehen, als sie über den Tisch rollten? Das Zusammenwirken all dieser Ursachen heißen wir Zufall! Freilich, eine derartige Untersuchung, zu der es erforderlich ist, auf tausenderlei einzugehen, verlangt einen philosophischen und aufmerkenden Geist, solche Vertiefung ist aber nicht jedermanns Sache, und so spart man sich lieber die Mühe. . . Und ich gebe zu, leichteren Kaufs kommt man schon davon, begnügt man sich mit einem Namen, der eigentlich nichts besagt. So kommt's, daß von der ganzen heidnischen Götterwelt allein Glück und Zufall uns geblieben sind. Nun, immerhin hat's etwas für sich: die Toren sehen ja gern die Ursachen ihres Mißgeschicks in der Feindseligkeit des Glückes, und auf der anderen Seite erheben die, so ohne besonderes Verdienst in der Welt vorankommen, gern das blinde Schicksal zur Gotttheit, deren Weisheit und Gerechtigkeit aller Bewunderung wert seien.

Solange wir nun Menschen sind, das heißt äußerst bedingte Wesen, werden wir niemals ganz erhaben sein über das, was man Schicksalsfügungen nennt. Wir müssen mit Weisheit und Klugheit das Mögliche dem Zufall, der Stunde entreißen; nur ist unser Sehfeld zu beengt, um alles wahrzunehmen, und unser Denkvermögen zu beschränkt, um alles in die gehörige Beziehung zu bringen. All unsere Unzulänglichkeit aber gibt uns kein Recht, das bescheidene Maß an Kräften, das einmal unser ist, brachliegen zu lassen. Im Gegenteil! Wir sollen herausholen, soviel wir nur vermögen, und darum, weil wir nun mal keine Götter sind, unser Wesen nicht gleich auf den Standpunkt des Viehes herabsinken lassen. Tatsächlich gehörte nicht weniger als göttliche Allwissenheit dazu, wollte der Mensch das tausendfach verschlungene Gewebe verborgener Ursachen übersehen und bei jedem Geschehen dem letzten, unscheinbarsten Warum nachgehen, um auf diesem Wege zu richtigen Berechnungen für die Zukunft zu gelangen. . .

Es bleibt also durchaus geboten, daß, wer die Welt regieren soll, seinen Scharfsinn und seine Klugheit ausbilde. Damit ist's aber noch nicht getan: wer das Glück fesseln will, muß lernen, mit seinem Temperament sich in den Wandel der Verhältnisse zu schicken, was recht schwer ist.

Im großen und ganzen habe ich nur zwei Arten von Temperamenten im Auge, das einer rasch zugreifenden Lebhaftigkeit und das einer sorglich Umschau haltenden Bedächtigkeit. Diese seelischen Veranlagungen sind ihrerseits in der körperlichen Anlage begründet, und so ist es nahezu ein Ding der Unmöglichkeit, daß ein Fürst so unbedingt Herr über sich selber sei, um wie ein Chamäleon jede Farbe anzunehmen. Da gibt's nun Zeitalter, die kommen der Ruhmbegier der Eroberernaturen zustatten, jener verwegenen und unternehmenden Menschen, die geboren scheinen, zu handeln und außerordentliche Umwälzungen in der Welt zu wirken.

Zu anderen Zeiten scheint die Welt, minder bewegt, mehr

nach einer milden Herrschaft zu verlangen, wo es dann nur der Klugheit und Umsicht bedarf. Da waltet im Leben der Völker eine Art glücklicher Windstille, wie sie gern dem Sturme folgt. In solchen Zeitläuften erzielen Verhandlungen größere Erfolge als Schlachten, da muß denn die Feder erwirken, was der Degen nicht gewinnen kann.

Um aus jeder Gestaltung der Verhältnisse Nutzen zu ziehen, soll der Fürst lernen, sich in die Zeit zu schicken, wie ein gewandter Schiffer alle Segel aufseht, wenn die Winde ihm günstig sind, oder beim Winde segelt oder sie einzieht, sowie grobes Wetter ihn dazu nötigt, nur bemüht, sein Fahrzeug in den ersehnten Hafen zu steuern, ganz gleich, ob so oder so.

Ein Feldherr, der verstünde, im rechten Augenblick bedächtig und dann wieder wagemutig zu sein, wäre fast unbezwingbar. Er würde gegebenenfalls den Krieg in die Länge ziehen können, sobald er mit einem Feinde zu tun hätte, dem's an Mitteln gebräche, einen langen, kostspieligen Krieg durchzuhalten oder sobald auf der Gegenseite Verpflegungsmangel und Futternot einträten. Fabius setzte Hannibal matt durch seine Bedächtigkeit; der Römer kannte Karthagos Geld- und Rekrutennot sehr genau, da genügte es ihm, dessen Heer kampflös dahinschmelzen zu lassen, seinen Erschöpfungstod gleichsam ruhig abzuwarten. Hannibals Heil dagegen war der Kampf; all seine Macht lag in der Gunst des Augenblicks, dem galt es mit Geistesgegenwart jeden erdenklichen Gewinn zu entreißen, um ihr Dauer und Bestand zu geben durch das Entsetzen, das die blendende Waffentat verbreitet, und durch die neuen Hilfsquellen, die die Eroberung erschließt. —

Die Berwegenheit hat gewiß etwas Bestehendes, was packt und blendet, aber sie hat nur eine schöne Außenseite, innerlich ist sie an Gefahren trüchsig. Die Klugheit ist weniger lebendig an Gebärde, weniger glanzvoll in der Erscheinung, aber sie schreitet festen Fußes ihren Weg ohne Wanken. Von den Wagemutigen, die untergingen, spricht man nicht, nur von solchen, denen das Glück hold war — wie's auch mit Träumen und Vorhersagungen geht: auf tausend falsche, die vergessen wurden, kommt eine ganz verschwindende Zahl solcher, die eintrafen, und deren erinnert man sich. Die Welt sollte eben alles Geschehen nach dem bewerten, was es herbeigeführt hat, nicht aber umgekehrt.

Ich schließe also: Ein Volk setzt mit einem Fürsten von fühner Sinnesart viel aufs Spiel und sieht sich von ständiger Fährnis bedroht; ein umsichtiger Fürst dagegen, mag er auch zu großen Taten nicht berufen sein, bringt doch von Natur Gaben mit, die ihn mehr als jenen befähigen, ein Segen für die Völker unter seinem Zepter zu sein. Sind Eroberungen die Stärke der Wagemutigen, so ist die Stärke der Klugen die Erhaltung des Erworbenen.

Damit der eine wie der andere ein großer Mann werde, müssen beide im rechten Augenblick zur Welt kommen, sonst bringen ihre Gaben ihnen mehr Unsegen als Glück. Jeder Mensch von Nachdenken, vornehmlich jeder, den der Himmel zum Herrn über andere bestimmt hat, sollte sich einen Lebensplan zurechtlegen, ebenso durchdacht und geschlossen wie ein mathematischer Beweis. Wer sich getreulich an ein solches System hielte, hätte darin die Handhabe folgerechten und allezeit zielsicheren Handelns. Auf diese Weise wäre einer imstande, jeglicher Gestaltung der Dinge und jedem Ereignis das abzugewinnen, was ihm auf seinem Wege zum Ziel weiterhülfe, so daß alles zur Ausführung seines Planes dienen müßte.

Das Bildnis Friedrichs des Großen bis 1740

Von
Professor Dr. A. Hildebrand

Die Abbildungen sind mit Genehmigung des Verlages dem im Nibelungen-Verlag, Berlin, erschienenen Buche „Das Bildnis Friedrichs des Großen“ von demselben Verfasser entnommen.

Antoine Pesne:
Friedrich der Große als Kind, 1714.
(Ausschnitt aus dem Doppelbild Friedrichs
und Wilhelmines.)
Berlin, Schloß Charlottenburg.



Die Antworten auf die Frage: „Wie sah Friedrich der Große aus?“ würden vermutlich sehr verschieden lauten. Voran stünde wohl die Gestalt des „Alten Fritz“: schwarzer Dreispitz über geradem Profil mit vorspringender Nase und gewaltigem Auge, blaue Uniform mit silbernem Ordensstern, hohe Stiefel, Degen und Krückstock — daneben ginge der kleine „Trommler“ energischen Schrittes neben seiner Schwester —, vielleicht käme noch der strahlende junge König hinzu mit dem sieghaften Ausdruck der die Welt beherrschenden blauen Augen. Und auf die weitere Frage, wenn wir denn diese berühmten Bildnisse verdanken, die mehr als Symbol denn als lebenswahrer Ausdruck der äußeren Erscheinung des großen Königs empfunden werden, käme wahrscheinlich die Antwort: Adolf Menzel!

Dieser Aufsatz will versuchen, über das wahre Aussehen Friedrichs Rechenschaft zu geben, und zwar über seine Entwicklung vom Knaben über den Jüngling zum fertigen Manne, als er mit achtundzwanzig Jahren 1740 den preussischen Thron bestieg.

Als Zeugen dafür können nur zeitgenössische wirklichkeitsgetreue Bildnisse dienen, die für diese Entwicklung wichtig sind. Nur ein einziges unmittelbar nach dem Siebenjährigen Krieg entstandenes Porträt wird, um die durch dies Ereignis hervorgerufene fast unheimliche Veränderung aufzuzeigen, dieser Reihe entgegengesetzt werden.

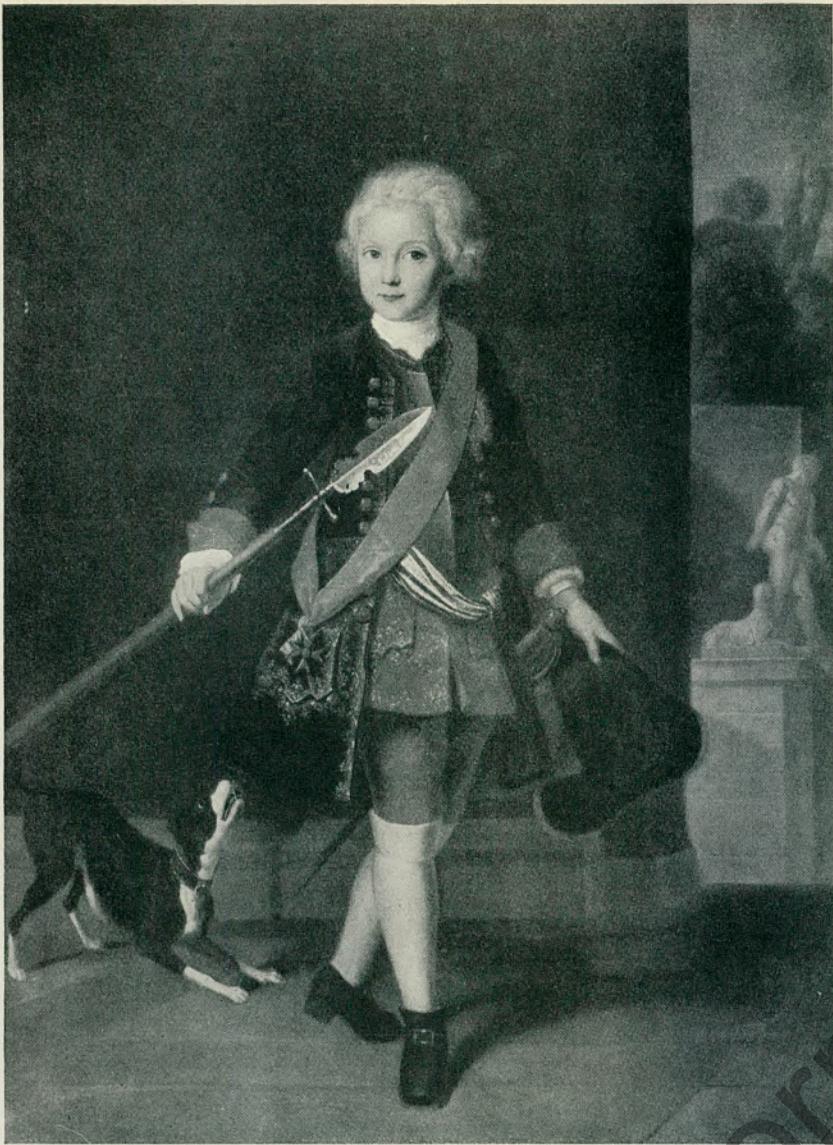
Es bedarf keiner Erklärung, daß Menzels Friedrichsbilder, so

genial sie sein mögen, in diesem Zusammenhang außer Betracht bleiben müssen: Es sind Nachschöpfungen, hundert Jahre nach dem Stichjahre 1740 entstanden durch eine einmalige Synthese von Künstlertum und historischem Wissen, nicht auf Grund eigenen Erlebens und unmittelbarer Anschauung der Persönlichkeit des Königs und der sruiderizianischen Epoche.

*

Prinz Friedrich, der dritte Sohn des „Soldatenkönigs“ Friedrich Wilhelm I. und Sophia Dorotheas geb. Herzogin von Braunschweig-Lüneburg, Prinzessin von Hannover und England, war zur freudigen Genugtuung seines Großvaters Friedrich, des ersten Königs von Preußen, auf dessen Namen er getauft wurde, im Gegensatz zu seinen beiden früh wieder verstorbenen Brüdern ein kräftiges, gesundes Kind, dazu nach dem liebenden Ausruf der älteren Schwester Wilhelmine „schön wie der Tag“.

Dies alles zeigt der Kopf des Zweijährigen (Abb. 1), auf dem — Friedrich mit seiner Schwester Wilhelmine darstellenden — berühmten ganzfigurigen Doppelbildnis des Hofmalers Antoine Pesne; aber er zeigt noch mehr: klar und klug blickende Augen, energisches Untergesicht, für ein Kind dieses Alters ungewöhnlich entwickelte Nase, so daß die sich an die Entstehung des Bildes knüpfende Anekdote, Friedrich habe die Bitte seiner Schwester, mit ihr mit Puppen und Blumen zu spielen, abgelehnt und statt dessen die Trommel ergriffen, durchaus glaubhaft erscheint.



Antoine Pesne (Werkstatt):
Friedrich der Große als Kronprinz 1718,
Schloß Reitwein in der Mark.

Im Jahre 1718, in dem das zeitlich zweite Bildnis Friedrichs, von dem wir wissen — wiederum von Antoine Pesne —, geschaffen ist (Abb. 2), urteilt der Freiherr von Loen über den Prinzen: „Dieser zeigt bei einem noch so zarten Alter eine ungemeine Fähigkeit, ja etwas ganz Außerordentliches. Er ist ein überaus munterer und lebhafter Prinz. Er hat eine sehr feine und geistreiche Bildung. Er zeigt dabei eine gewisse Leutseligkeit und eine so gute Gemütsart, daß man alles von ihm hoffen kann.“

Auf das Bild selbst paßt am besten das, was der Sohn 1720 an den strengen Vater schreibt: „Meine Kompanie hat nicht allein die Handgriffe sehr gut gemacht, sondern auch so gut gefeuert, daß es unmöglich besser sein kann.“

Auf der Rückseite eines Exemplars dieses zu verschiedenen Zeiten mehrfach wiederholten Bildes wird der Vorgang klargestellt: Der preussische Kronprinz führt in der Uniform eines Offiziers seinem Vater dessen Soldaten in militärischer Form vor.

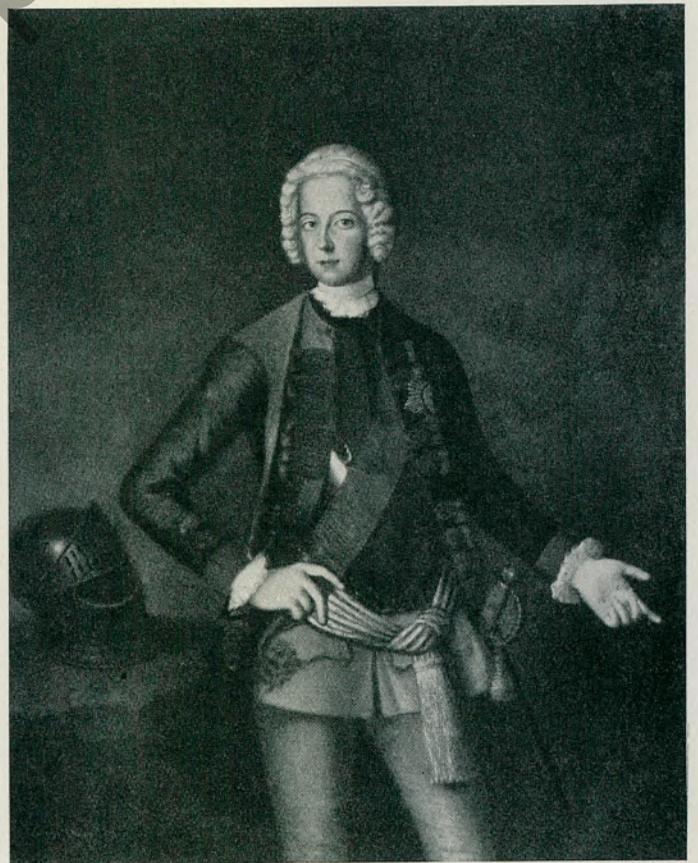
Das, was der Zweijährige in seinem Äußeren andeutend versprach, ist schon nach wenigen Jahren in überraschender Weise zur charakteristischen Form geworden. Augen, Nase, Mund, Kinn; sie können kaum noch auf einen anderen als Friedrich gedeutet werden. Dazu kommt die breite, klare und offene Stirn; das schöne braune, wellige Haar ist gepudert; es ist bekannt, daß der Vater es nur straff frisiert mit eingebundenem, ordnungsmäßigem Zopf sehen wollte.

Nebenbei enthüllt das Bild dem aufmerksamen Beobachter interessante Einzelheiten. Wie auf dem „Trommler“, fehlt

nicht ein Windspiel, derart, wie sie den König durch sein Leben begleiteten; „nur Hunde sind treu“, hat einmal der bitter gewordene, resignierte alte Mann ausgerufen. Die Uniform ist noch im Schnitt und in der reichen Stickerei wie zur Zeit Friedrichs I.: blauer, langer, tragenloser Rock mit roten Aufschlägen, rote Schosweste, rote Kniehose, gefälteltes Hemd mit Hals- und Handpassen, lange weiße, über die Knie reichende Strümpfe, Schnallenschuhe, kleiner schwarzer Dreispitz mit goldener Borte und kokardenartigem Knopf, silberne Schärpe, Degen mit vergoldetem Korb und silbernem Portepée, Sponton mit dem Namenszug SW. Friedrich trägt auf der linken Brustseite den silbernen Stern des Schwarzen-Adler-Ordens, den sein Großvater am 17. Januar 1701, einen Tag vor der Krönung in Königsberg gestiftet hatte, dazu das orangefarbige Band mit dem Blauen Ordenskreuz. Der Brustharnisch dient wie auch auf späteren Bildern im wesentlichen nur noch repräsentativem Zweck.

Es entbehrt nicht einer gewissen Tragik, daß wir die meisten und aufprechendsten Porträts vom Knaben Friedrich besitzen; im ganzen sind es vier verschiedene Typen, zu denen noch einige Abwandlungen hinzukommen. Eine Wiederholung des besprochenen Typus von 1718 befindet sich auf Schloß Diersfordt im Rheinland. Auf alle trifft das angeführte Urteil des Freiherrn von Loen aus dem Jahre 1718 zu: „Munter, lebhaft, fein, geistreich, leutselig, von gutem Charakter.“

Mit Beginn seiner Entwicklungsjahre, die früh einsetzen, zeichnet sich der so folgenschwere Konflikt mit dem Vater, der im Grunde einer charakterlich gleichen Veranlagung bei völlig verschiedener Auswirkung derselben entsprang, auch im Aussehen Friedrichs ab. Ein Beispiel dafür ist ein 1728 entstandenes Bild Pesnes (Abb. 3), dessen erste Fassung nach dem



Antoine Pesne (Werkstatt):
Friedrich der Große als Kronprinz 1729,
Schloß Finckenstein (Ostpreußen).

Besuch von Vater und Sohn bei August dem Starcken in Pillniß entstand, und das den Kronprinzen mit Stern und Band des polnischen Weißen-Adler-Ordens zeigt. Mit vierzehn Jahren findet der österreichische Gesandte Feldmarschall Graf Serckendorff den Kronprinzen Friedrich ältlich und steif, weß und müde; er sieht darin die Folgen der Überanstrengung durch den Vater, der im Jahre der Entstehung des Bildes in einem Paroxysmus von Haß-Liebe seinen Sohn einen effeminierten, hoffärtigen Kerl nennt. Aber auch ernste Krankheiten, von denen die ebenso zähe wie empfindliche Physis Friedrichs immer wieder befallen wird, werden ihren Teil an dem durch seelische Aufregungen gezeichneten Antlitz des Sechzehnjährigen gehabt haben. Zum erstenmal springt die äußere Ähnlichkeit mit der Mutter hervor: Das schmale, lange Gesicht, die etwas vorquellenden Augen, während Friedrich Wilhelm I. einen kugelförmigen Kopf mit kleiner Nase hatte. Die Neigung zur Korpulenz teilt Friedrich mit seinen Eltern.

In dem ausgesprochenen Eigensinn, den mit dem objektiv sehenden Vater auch sachliche Gewährsmänner feststellen, in der Festigkeit seiner Entschlüsse ist Friedrich der echte Sohn seines Vaters. Dazu kommt allerdings als Entscheidendes das, was sich bisher kaum abzuzeichnen Gelegenheit hatte, nämlich die Unterordnung der eigenen Person unter die Aufgabe, den Staat aufzubauen, in Ordnung zu halten, zu vergrößern. Im einzelnen ist zu diesem Bilde noch zu bemerken, daß das vorliegende Exemplar nicht von Pesnes eigener Hand 1729 ausgeführt ist; es ist eine Werkstattkopie. Friedrich hat statt des polnischen Weißen-Adler-Ordens den preußischen Schwarzen-Adler-Orden. Der Eisenhelm mit Visier ist ein altes Requisite der Küstammer. Er wurde nicht mehr getragen. Die Uniform gehört dem Königs-Infanterie-Regiment Nr. 6, in welchem der Kronprinz am 22. März 1728 eine Kompanie erhielt.

Zwischen dem soeben besprochenen Bildnis und dem Pastell (Abb. 4) liegen vier für Friedrichs Entwicklung und äußere Lebensumstände ereignisreiche, folgenschwere Jahre: dem für ihn durch die väterliche Behandlung unerträglich gewordenen Leben versuchte er auf einer mit Friedrich Wilhelm I. unternommenen Reise am 5. August 1730 vergeblich zu entfliehen. Er wurde als Gefangener behandelt und auf der Festung Küstrin inhaftiert. Ob Friedrich das Schicksal seines Helfershelfers Leutnant von Katte, der am 6. November enthauptet wurde, ohne energisches Eintreten der Generalität gefeilt hätte, ist eine offene Frage. Nach einer Eidesleistung auf den König wurde am 16. November die strenge Haft gemildert. Nachdem er das Jahr 1731 über auf der Domänenkammer in Küstrin beschäftigt worden war, durfte er Ende November zu der Zwangshochzeit seiner Schwester Wilhelmine mit dem Erbprinzen von Brandenburg-Bayreuth zum ersten Male wieder in Berlin erscheinen, um dann noch einmal bis Ende



Nach Antoine Pesne:
Friedrich der Große als Kronprinz, 1733. (Pastell.)
Berlin, Niederländisches Palais.

Februar 1732 nach Küstrin zurückzukehren. Die Schwester findet ihn gewachsen, voller und männlicher geworden; er habe im übrigen einen dicken Hals bekommen und sei nicht mehr so hübsch.

Wie sehr trifft das alles auf das abgebildete Pastell zu, dem ein Original von Antoine Pesne aus dem Jahre 1733 zugrunde liegt! Es ist als Hochzeitsbild anzusehen. Schon im März 1732 mußte sich Friedrich mit der Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern verloben, am 12. Juni 1733 in Salzdahlum bei Braunschweig verheiraten. Pesne malte gleichzeitig das Bild der Kronprinzessin. Der Verbleib des Originalbildnisses Friedrichs, ein Geschenk an seinen Bayreuther Schwager, dessen Entstehung brieflich beurkundet ist, scheint ungewiß. Möglicherweise befindet es sich in übermaltem Zustande noch in Bayreuth. Vielleicht aber ist es beim Brande des dortigen Alten Schlosses 1753 verlorengegangen. Soviel ist gewiß: es ist eine Reihe von Exemplaren davon bekannt, ganz- und dreiviertelfigurig, als Brustbild, mit und ohne Harnisch, mit offen gebundenem Haar, mit eingebundenem, ordonnanzmäßigem Popf.



Johann Wenzeslaus von Knobelsdorff:
Friedrich der Große als Kronprinz, 1734.
Haus Doorn (Holland).

Der Maler dieses Pastellbildes, dem auch Bildnisse Friedrich Wilhelms I., Sophie Dorotheas und Elisabeth Christines zugeschrieben werden, ist nicht festzustellen. Georg Wenzel von Knobelsdorff, der berühmte erste Baumeister des Kronprinzen und jungen Königs, der wegen Krankheit den Dienst als Offizier quittierte, dann Maler und Architekt wurde, ist dafür genannt worden.

Es gehört auch zeitlich ungefähr zusammen mit dem Profilbildnis (Abb. 5), das sicher von Knobelsdorff und aus dem Jahre 1734 stammt. Angesichts dieses Bildes wird die Äußerung Henri de Catts, des Vorlesers Friedrichs des Großen während des Siebenjährigen Krieges aus dem Jahre 1758, verständlich: Das Profil dieses Fürsten zeige eine einzige gerade Linie!

Die Abb. 4 und 5 geben das Aussehen des Einundzwanzig- bis Zweiundzwanzigjährigen, ohne zu schmeicheln, wieder. Das Profilporträt sollte wahrscheinlich als Münz- und Medaillenbild Friedrichs dienen, für den Fall, daß der damals todkranke König sterben und Friedrich sein Nachfolger werden würde. Bekanntlich genas wider Erwarten Friedrich Wilhelm I. noch einmal. Aber diesen seinen Zweck hat das Profilbild späterhin dann doch noch häufig und lange erfüllt, ja, eigentlich kann man sagen, daß auch die letzten Profilbildnisse des alten Königs alle auf diesen ersten, von Knobelsdorff geschaffenen Typus zurückgehen. Seine den Lebensjahren Friedrichs entsprechenden Abwandlungen sind erklärlich.

Über kein Bildnis sind wir so gut unterrichtet wie über das folgende (Abb. 6) in dreiviertel Ansicht von vorn, zu dem Friedrich, wenn auch ungern und ungeduldig, um seiner Lieblingschwester Wilhelmine einen Gefallen zu erweisen, im

Jahre 1736 dem Hofmaler Pesne wiederholt gesehen hat. Sein reger Briefwechsel mit der Schwester aus den Jahren 1735 und 1736 ist die Quelle dafür. Beide Bildnisse von Pesne aus den Jahren 1733 und 1736 sind gleichzeitig Beweis für Wilhelmines Behauptung, der Bruder habe sich sehr verändert. Zwar, die Ähnlichkeit mit der Mutter ist geblieben, „der Kronprinz sieht ins hannöversche Haus“, so drückt das der österreichische Gesandte Christoph Ludwig von Seckendorff, Neffe des oben erwähnten Feldmarschalls, 1737 aus, daneben ist die Zunahme energischen männlichen Wesens in die Augen springend; auch das bescheinigt der Österreicher Seckendorff, der im Falle Preußen keinerlei Schmeichelei verdächtig ist. Um das Bild, wieder mit seiner Hilfe, zu runden, muß angemerkt werden, daß Friedrich „sein eigenes Haar trägt, hübsch ist, ein (passionierter, aber) schlechter Reiter und (gar kein) Jäger ist, daß er Lektüre, Musik, Pracht liebt und gern gut ist und trinkt“.

Nach dem Porträt von 1736, das später Vorbild für repräsentative Königsbildnisse wurde, ist das Medaillenbild auf die Thronbesteigung 1740 modelliert worden.

Wir sind in der glücklichen Lage, in den für Friedrich so entscheidenden 1730er Jahren fast alle zwei Jahre einen wirklichkeitsnahen Bildnistypus zu besitzen, auch wenn die ersten, das heißt originalen, Fassungen zu jedem Typus nicht mit absoluter Sicherheit, wie für die von 1728 und 1733, beigebracht werden können. Der Höhepunkt dieser Reihe, vom Physiognomischen aus gesehen, ist im Jahre 1738 erreicht, als Pesne das Brustbild in Rheinsberg wiederum zusammen mit dem der Kronprinzessin schuf (Abb. 7). Beide sind eigenhändig signiert, das der Kronprinzessin sogar auf den Tag: Antoine Pesne, peintre du Roy anno 1738 le 7. mars.

Das Brustbild von 1738 ist nicht so bekannt und berühmt wie das nächste von 1739 (Abb. 8); es ist aber ähnlicher und



Antoine Pesne:
Friedrich der Große als Kronprinz, 1736.
Haus Doorn (Holland).

Antoine Pesne
(Ausschnitt):
Friedrich der Große
als Kronprinz, 1738.
Berlin, Schloß Monbijou,
Hohenzollernmuseum.

ehrllicher. Die für Friedrich charakteristischen physiognomischen Eigentümlichkeiten sind voll ausgebildet. Die nicht übermäßig großen, etwas vortretenden, leuchtenden Augen mit kräftigen Augenbrauen, die wenig modellierte, hohe, fliehende Stirn; die schmale, gerade Nase mit Erhebungen in der Mitte und an der Spitze, mit breitem Rücken und geringer Einsattelung an die Stirn ansetzend, das kräftige Untergesicht mit starkem Kinn und geschwungenem, volllippigem, mäßig großem Mund.

Jacob Friedrich von Bielfeld, ein Gast Friedrichs in der Rheinsberger Zeit, zeichnet uns den Kronprinzen 1738: „Er ist nicht von sehr hohem Wuchse . . ., er hat anmutende Gesichtszüge, geistvollen Ausdruck, edle Haltung . . ., sein schönes braunes Haar steht sehr gut zu seinem Gesicht und ist nachlässig in Locken gelegt. Seine großen blauen Augen haben gleichzeitig etwas Strenges, Sanftes und Gnädiges . . ., er wirkt erstaunlich jugendlich.“ Und 1739: „Er tanzt schön, mit Leichtigkeit und Grazie, und ist ein Freund jedes anständigen Vergnügens, mit Ausnahme der Jagd . . ., er trägt gewöhnlich Uniform . . ., zu einem Ball erschien er in einem seladongrünen Kleide mit breiten silbernen Brandebourgs (Stickerei) und Quasten besetzt. Die Weste war von Silbermoor (Moiré) und reich bestickt.“

Auf diesem Porträt Pesnes hat die Persönlichkeit Friedrichs zum ersten Male etwas Schlagendes, Bannendes bekommen. Seine Entwicklung zu einem seine Umwelt überragenden Manne wird deutlich.

Das Bild selbst ist sowohl technisch wie kompositionell und farbig ein Meisterwerk des 18. Jahrhunderts. Es ist vor und nach 1740 oft wiederholt und gestochen worden (so 1742 von J. G. Wille in Paris, 1743 von G. F. Schmidt). Der Stich von Wille trägt folgende Verse:

S'il fut par sa naissance au trône destiné,
Les Droits de ses vertus sont-ils moins légitimes?
Héros dans ses actions, Héros dans ses maximes
Il est roi philosophe et soldat couronné.



Ein Zeichen, wie schnell — es war die Zeit nach dem ersten Schlesischen Kriege — Friedrichs Ruhm wuchs!

Das im nächsten Jahre, 1739, entstandene Bildnis (Abb. 8) (bezeichnet eigenhändig, aber nach 1740 auf der Rückseite: „original de S. A. R. Monseigneur le Prince R. Peint à Reinsberg par Ant. Pesne en l'année 1739 et parvenu au trône le 31. may 1740“) ist das letzte Bild, zu dem Friedrich je gefessen hat. Die weiteren Bildnisse greifen entweder auf dies und andere vorher entstandene zurück oder — besonders nach Pesnes Tode und nach dem Siebenjährigen Kriege, also seit 1763 — sind auf gelegentliche Beobachtung der Künstler bei Audienzen, Paraden, Ausritten aufgebaut, soweit sie überhaupt als selbständig angesehen werden können.

Es ist klar, daß schon aus diesem Grunde diesem Brustbild eine außerordentliche Bedeutung beizumessen ist. Die Gründe, die Friedrich bewogen haben, sein Gesicht, wie er sich ausdrückt, wo immer es ihm möglich war, dem Pinsel der Maler zu entziehen, damit also zu verhindern, daß weitere auf direk-



Antoine Pesne:
Friedrich der Große
als Kronprinz, 1739.
Berlin, Deutsches Museum.

ter Beobachtung beruhende authentische Bildnisse geschaffen wurden, kennen wir nicht. Tatsache ist sowohl, daß kein Künstler hat beweisen können, Friedrich habe ihm direkt zu einem Porträt gesehen, wie, daß der König zahllose mäßige und schlechte Bildnisse hat entstehen und verschenken lassen, ohne daran Anstoß zu nehmen. Im Gegenteil, mit solchen Bildnissen verspottete er gelegentlich sich selbst und sein Aussehen.

Es ist erst recht unbegreiflich, daß auch Knobelsdorff (gestorben 1753) und Pesne (gestorben 1757), Maler, die Friedrich seit langem bekannt waren, mit deren Wiedergaben seiner Person er sich einverstanden erklärt, ja, deren Kunst er anerkannt und gefeiert hatte, sein Bildnis nicht mehr neu haben schaffen können, so daß von ihnen und von anderen auf die aus der Kronprinzenzeit vorhandenen Bildvorlagen zurückgegriffen werden mußte. Es gibt deshalb kein einziges Königsbildnis im eigentlichen Sinn. Die repräsentativen Bildnisse des Königs von Pesne nehmen seine Originale von 1736, 1738 und 1739 zum

Vorbild. Das Brustbild von 1739 ist von J. G. Wille zweimal, 1746 und 1758, von G. F. Schmidt 1746 gestochen worden.

Man kann von ihm wohl sagen, daß es die idealisierte Erscheinung Friedrichs an seinem Königstage, 31. Mai 1740, wiedergibt. Der Ruhm, an dessen Schwelle er erst stand, ist gleichsam darauf vorweggenommen. Es strahlt ein Feuer aus, das zugleich erwärmen und verbrennen, aufbauen und vernichten wird.

Dies Bild ist auch eine der hauptsächlichsten Vorlagen für die Nachschöpfung Adolph Menzels gewesen.

Wir haben, daß Friedrich als König auch schon bis zum Beginn des Siebenjährigen Krieges, der größten Zäsur in seinem Leben, kein neues Bildnis von sich hat schaffen lassen. So folgt, strenggenommen, auf den strahlenden jungen Friedrich von 1739, der zuletzt in der Stille der Rheinsberger Jahre auf die Stellung sich vorbereitet hatte, die er eine kurze Zeitspanne später unbestritten als berühmteste Persönlichkeit in der Welt einnahm, der in den Feuern des schicksalhaften Krieges

Johann Heinrich
Christian Franke:
Friedrich der Große,
1764 (Ausschnitt).
Berlin, Bankhaus Delbrück
& Schickler.



vor der Zeit ausgebrannte „Alte Fritz“, wie er in dem besten uns überkommenen Bilde des an sich nicht bedeutenden Berliner Malers Johann Heinrich Christian Franke (Abb. 9) grüßend uns entgegentritt. „Mich werden Sie als Greis (Friedrich war damals 52 Jahre alt!) und fast als alten Schwächer wiedersehen. Ich bin grau wie ein Esel, verliere jeden Tag einen Zahn und bin von der Sicht halb gelähmt ...“ schreibt der König am 6. März 1763 an Frau von Camas. Aber wenige Monate früher heißt es: „Der Blick, womit der König, indem er sich umwandte, mich ansah, ist mir seitdem unvergeßlich geblieben. So majestätisch durchdringende Augen habe ich sonst bei keinem Sterblichen gesehen.“ (J. St. Pütter am 3. Dezember 1762.) Obgleich wir kein Meisterwerk in

rein künstlerischem Sinne vor uns haben, und wenn wir auch mit dem Dichter Gleim finden, daß kein einziges Gemälde diesem fürstlichen Angesicht gleicht — denn wer kann die großen Eigenschaften der Seele treffen? —, Franke ist dies eine Mal über sich selbst hinausgewachsen: diesem expressiven, 1764 von J. Bause gestochenen Bilde haftet etwas Magisches an. Alle weiter vorhandenen Königsbilder, die berühmteren von Johann Georg Ziesenis aus dem Jahre 1763 und von Anton Graff aus dem Jahre 1781 eingeschlossen, auch die wenigen Bildwerke, fallen gegen dieses eine Bild Frankes ab. Absolut ist nur ein einziges Bildnis Friedrichs des Großen, seine Totenmaske. Sie aber schuf die Natur, als das Leben entflohen war, als das Auge für immer sich geschlossen hatte.

Das Vermächtnis von Langemarck.

Rede an die deutschen Studenten im Jahre 1932.

Von Josef Magnus Wehner.

In dieser Stunde, deutsche Soldaten, übernimmt euer erster Vorsitzender die Schlüssel zum Friedhof von Langemarck. Seht ihn stehen inmitten der unendlichen kreuztragenden Hügel: keine Fahne weht, keine Waffe glänzt; nun sinkt in eurem Namen, Studenten, ein Kranz auf die sonnigen Todesdünen der flandrischen Erde. Vielleicht bricht jetzt ein Lichtblitz aus dem Herzen des verhüllten Reiches, dessen Leibes die Niederen Lande einst waren, vielleicht auch hüllt ein Regen, vom Meere her kommend, das uralte Land und die Toten und Lebendigen in die Dämmerung eines Totenreiches, in dem nur die Schatten Recht haben — genug: in dieser Stunde übernimmt ihr, deutsche Studenten, die Totenwache an den namenlosen Särgen deutscher Jünglinge des Großen Krieges. Indem ihr die Sorge übernehmt für den Frieden und die Freude jener opferfrohen Geister, die singend ihr Leben von sich warfen, im Namen des Reiches werdet ihr mündig und Söhne jenes Reiches, das sich nicht erschöpft in Grenzen und Hoheitszeichen und Schichtungen der Geschichte, sondern das unendlich ist wie die Welt selbst, eingesezt vom Herrn des Himmels und der Erde, der Welt Ordnung und Gesetz zu geben die Jahrtausende hinaus.

Wie war es doch? Als der Deutsche, von allen Seiten geprezt und umschnürt, endlich aufstand und, festen Fußes auf dem Gebirge stehend, mit gewaltigem Arme nach dem Westen griff, sich freien Odem zu schaffen, als seine Hand die Völker vor sich hersegte und endlich, endlich das freihin atmende Meer den Sturmheeren sich öffnete, da, im Vorhof des Sieges, brach der Greis, der die Armeen führte, in sich selbst krank und weinend zusammen. Er war Schlieffens geschautem, nicht erdachtem Plane in der Tiefe nicht gewachsen; ohne Vertrauen, mit Wissen beladen, aber der lebendigen Naturkraft des Deutschen nicht teilhaft, starb sein Mut im ersten Anlaufe und mit ihm alles, was äußerlich war am Reiche. Das Heer, hinter die Marne zurückgezogen, vom Schicksal schon getroffen und bis zum gemeinen Mann hinab verwirrt durch den jähen und glaubenslosen Abbruch seines Sturmes, sezte indessen noch einmal an, das Meer zu erlangen, nach Norden hinauf, zum Westen hinüber. Aber dem Feinde war schon Plan und Schlachtfeld, Geist und Herz des Krieges überlassen.

Die Heere rennen die schräge Ebene hinab, eines gierig nach der Flanke des anderen. Antwerpen fällt, Ostende ist bedroht, die Kluft öffnet sich zwischen Frankreich und England. Schon tauchen Mitte Oktober deutsche Reservisten aus den Dünen von Ostende und treiben den Gegner die Küste entlang — da scheint das Reich selber aufzustehen, das uralte, begrabene Reich, und wider den planlosen Deutschen zu zürnen. Am Berggring, der Ypern schützend umgibt, staut sich die deutsche Sturmflut. Silig herangeführte Korps aus Studenten, Arbeitern und Kaufleuten, von Greisen spöttisch Kinderkorps genannt, stürmen heldenmütig gegen die feuerspeienden Berge, tagelang, blutend, weithin sichtbar im Scheine brennender Windmühlen, dem Feinde ein leichtes Ziel. Sie stürmen bei Witschaete und Messines, bei Dirmuiden, Birshoote und Paschendaele, bei Becelaere, Hollebefe und Langemarck. Sie stürmen auf Boden, der einst unser war, sie gewinnen die Höhen, sehen die flammende Martinskirche, die Tuchhalle im sterbenden Ypern und dürfen den Sieg nicht vollenden, der schon einmal unser war. Sie fallen in Reihen, schmucklos oder das farbige Band über der Brust. Stürmend und sterbend werden sie die Träger des letzten Willens des Reiches. Mit dem Tode dieser Kinder erstarrt die Front vom Meer bis zum Gebirge für immer, das Reich verhüllt sich abermals.

Doch war die Sage schon geschehen. In jenem dem Reiche abgestorbenen flachen und scheinototen Lande, seit dem Glau-

benskriege abgeschlossen von der großen Welt und nur noch fröhlich der kleinen Welt des Eigentums lebend, stark aber und heldisch im Willen zur Freiheit, war die unsterbliche Tat schon geboren, die Tat des Liedes. Ehe das Reich sich verhüllte, sangen die von Langemarck. Sterbende sangen! Stürmende sangen, sie sangen in Reihen, die Kugel im Herzen, sie sangen im Lauf, die jungen Studenten, sangen in die eigene Vernichtung hinein, vor dem übermächtigen, aus tausend Geschüßen brüllenden Feinde: „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt.“

So sangen sie, und niemand weiß, wer das Lied anstimmte — selbst der Bericht stammt vom erschütterten Feinde: sie fielen alle oder verstümmten später, die da sangen. Aber mit dem Liede, mit dem sie starben, sind sie wieder auferstanden, tausendmal, und werden wieder auferstehen, tausendmal, bis zum Ende des Reiches, und das ist: unserer Welt. Denn auf dem Grunde dieses Liedes marschiert nicht der dürre Dienstbote „Pflicht“, sondern weht der ewig siegreiche, unsterbliche Geist deutschen Lebens selber, dem der Tod ein Überschwang der Natur ist; der kriegerische Geist der Deutschen, der nicht zittert vor dem Schicksal, wann ein Volk von Männern zusammentritt zu furchtbarer Tat. Singend starben die von Langemarck im Reiche und sind im Reiche begraben.

Das Lied starb nicht mit denen von Langemarck. Es wurde ein Zeichen für die Deutschen, die Lodeshelden. Es erklang in den Stürmen des Ostens, im Kaukasus und in Palästina; wo ein deutsches Schiff flaggenwehend zugrunde ging, schritt es über die Flut, die Ebene hat es gehört und das Gebirge. Ja, es hat den Tod überwunden, das Lied, und das Reich ist uns in seinem Namen, dem Namen „Deutschland“, geblieben. Nicht die Waffen allein, sondern auch das Lied, das Freiheit atmet, der überwindende Geist, sind die Bürger unserer Zukunft. Laßt uns den Staat bauen aus der Fülle des Reiches, nicht nur aus dem Zwang zum Bestand. Die Völker haben uns gefürchtet oder geliebt, nicht nur weil wir mächtig waren, sondern vor allem weil wir unbegreiflich waren, unbegreiflich wie die singenden Kinder von Langemarck. Kein anderes Volk steht so nahe an Ur trotz der höchsten Bildung wie das unsere. Noch können wir aus dem Dunkel unsere Kräfte holen, wenn das Licht sie uns verwehrt, das gnadenlose: noch sind die barbarischen Wurzeln unseres Lebens voll von heimlichem Saft, noch sind wir jünger als alle anderen, obwohl wir schon oft und härter und bitterer gestorben sind als die anderen, die uns das Feuer der Auferstehung ersticken — wie lange noch?

Die heilige Unruhe des früh vergossenen Blutes treibt auch uns, die Lebenden, an, das Reich zu vollenden. Es wirkt und stößt noch in uns, das tausendfältige Leben, das vor der Zeit in Flandern verblich. Sie waren jung, als sie starben, und viele werden wandern in der heiligen Unruhe des früh vergossenen Blutes, fern uns oder nah, den Gott suchend, der sie rief. Heilig ist ihre letzte Stunde, heilig ihr letzter Seufzer, unverleßlich ihr Andenken. Sie mögen uns aber leihen, was irdisch ist und vom Menschen zum Menschen gehen darf, den Geist des Liedes also und das Beispiel ihres Bildes. Schon beginnen sie zu leuchten, die zarten Schatten. Freude glänzt auf ihren jungen Stirnen, die ewige Freude der Unsterblichen. Sie nahen und grüßen uns, die Nachlebenden, die Zwielftigen, die Zweifler, die Verzweifelten. Nun sind sie lebendiger als wir, nun gewinnen sie Raum und Stimme, nun singen und sagen sie:

„Pflanzt die Säulen des Reichs
In die Verwüstung der Welt!“

(Aus: „Krieg und Dichtung.“ A. Lufers-Verlag 1940.)



Der 10. Mai 1940.
Gemälde von Paul Matthias Padua.

Große Deutsche Kunstausstellung München 1941.

Wehrmacht und Erziehung.

Von Generalmajor Frießner, Inspekteur des Erziehungs- und Bildungswesens des Heeres in Berlin*.

Im Zeitalter des totalen Krieges haben Technik und Wirtschaft einen Wehrauftrag zu erfüllen, von dessen Durchführung die Erfolge der Wehrmacht in höchstem Maße abhängig sind. Durch diesen Wehrauftrag gewinnt die Welt der Technik und der Arbeit mit der des Soldaten ihre unmittelbare Berührung. Denn die Kriegsmittel, die der Ingenieur konstruiert und der Arbeiter herstellt, dienen dem Soldaten für den kämpferischen Einsatz. Durch den Soldaten wird die Leistung des Ingenieurs und des Arbeiters zum Erfolg geführt, durch ihn gelangen Erfindergeist, scharfsinnige Planung und hingebende und verantwortungsbewusste Arbeit zur eigentlichen Wirkung. Oder umgekehrt ausgedrückt: Ingenieur und Arbeiter ermöglichen dem Soldaten durch ihre Leistung den Sieg.

Die gewaltige Bedeutung, die die Technik für die neuzeitliche Kriegsführung erlangt hat, fordert auch vom Soldaten ein bestimmtes Maß an technischem Verständnis. Unwillkürlich wird er durch den Gebrauch der Maschinenwaffen und des Geräts in den Bann der Technik gezogen. Von seinem technischen Verständnis und seinem Verhalten hängt es ab, ob die ihm anvertrauten Kriegsmittel jederzeit einsatzfähig sind. Er befindet sich ihnen gegenüber also in einem ähnlichen Verhältnis wie der Arbeiter zu der Maschine, die seiner Pflege überantwortet ist. Diese etwa gleichen Pflichten gegenüber dem

technischen Gegenstand verlangen vom Soldaten und Arbeiter auch eine verwandte Einstellung. Verantwortungsbewußtsein, Sauberkeit, Umsicht, Zuverlässigkeit und sachliches Denken bilden die Voraussetzungen, die hier erfüllt sein müssen.

Ich habe in meinen bisherigen Ausführungen darzustellen versucht, wie sich in unserem Zeitalter mannigfache Berührungspunkte und Verbindungen zwischen der Welt der Arbeit und der des Soldatentums ergeben und wie gerade die Technik durch den Einfluß, den sie auf die neuzeitliche Kriegsführung ausübt, diese Verbindungen besonders vertieft. Wo solche Bindungen zwischen zwei Bereichen bestehen, müssen auch die Anforderungen, die in diesen beiden Bereichen an die Menschen gestellt werden, einander im wesentlichen entsprechen. Ist der Dienstgedanke im Arbeitsleben leitender Grundgedanke, regelt sich die Arbeit in strenger Arbeitsdisziplin, und ist sie in einer wehrhaften Absicht organisiert, dann sind die sittlichen Grundlagen unserer nationalen Arbeit mit denen der Wehrmacht im wesentlichen identisch. Dies wiederum aber würde bedeuten, daß im Hinblick auf diese Grundlagen auch die Forderungen beider Bereiche an die Jugenderziehung im großen ganzen übereinstimmen müssen.

Daß dem tatsächlich auch so ist, ist mir aus Besprechungen mit führenden Persönlichkeiten unseres Wirtschaftslebens und aus dem einschlägigen Schrifttum bekannt. Ich weiß um die Sorgen, die heute die verantwortlichen Stellen der Technik und Wirtschaft etwa wegen des Ingenieurwachstums bewegen, und ich konnte dabei auch feststellen, daß die Erziehungs- und Bildungsprobleme von diesen Stellen mit der gleichen

* Auszugsweise Wiedergabe eines Vortrages vor der Tagung des Vereins Deutscher Eisenhüttenleute am 28. Juni 1941 in Düsseldorf. — Sonderabdrucke der ungekürzten Wiedergabe sind vom Verlag Stahleisen m. b. H., Düsseldorf, Postschloßfach 664, zu beziehen.



Große Deutsche Kunstausstellung München 1941.

General Rommel.
Farbige Zeichnung von Wolf Willrich.

Sorge und auch im ganzen in der gleichen Blickrichtung betrachtet werden wie von der Wehrmacht.

Die Erziehung und Bildung der deutschen Jugend ist für die Wehrmacht ein zentrales und vitales Problem, und dies aus einem allgemeinen wie aus einem besonderen Grund.

Der allgemeine Grund liegt in den Anforderungen, die der totale Krieg an das gesamte Volk und seine Leistungs- und Widerstandskraft stellt, der besondere Grund in der laufenden Bereitstellung eines für die Bedürfnisse der Wehrmacht entsprechend vorgebildeten Ersatzes.

Die Schlagkraft der Wehrmacht ist im Zeitalter des technisierten totalen Krieges von sehr viel mehr Faktoren abhängig, als dies in früheren Zeiten der Fall war. Noch vor wenigen Generationen war die Armee im Kriege von der Heimat und ihren Verhältnissen im wesentlichen unabhängig. Front und Heimat waren getrennte Welten. Der Krieg wurde rein auf dem Schlachtfeld geführt und entschieden. Und doch hat man bereits zur Zeit der deutschen Einigungskriege gewußt, welche Bedeutung der Volksbildung und Volkserziehung für die Kriegsführung zukommt. Sie alle kennen den Ausspruch, daß der preussische Volksschullehrer im Grunde die Schlacht von Königgrätz gewonnen habe.

Im technisierten totalen Krieg der Gegenwart sind Front und Heimat keine getrennten Welten mehr. Jeder einzelne in der Heimat, ob Mann oder Frau, ob Junge oder Mädchen, ist mehr oder weniger in den Krieg eingeschaltet. Er hat aktiv im Kriegsgeschehen zu wirken oder doch die an ihn heranretenden Entbehrungen und Schwierigkeiten zu überwinden

und zuweilen auch Gefahren durch Feindeinwirkung zu bestehen. So ist das ganze für den Krieg organisierte Volk mit der kämpfenden Wehrmacht eng verbunden und hat ihr Kräfte und Kriegsmittel zuzuführen.

Nüchtern betrachtet, ist eine solche totale Mobilmachung, die für eine hochtechnisierte Kriegsführung unerlässlich ist, nicht nur ein ungeheurer Kräftequell für die kämpfende Front, sondern sie bedeutet auch andererseits ein beträchtliches Risiko für die Wehrmacht. Jedes Versagen der Heimat wirkt sich im modernen Krieg mittelbar oder unmittelbar auf die Front aus, und umgekehrt vermag der opferwillige Einsatz des Gesamtvolkes für den Krieg die Kampfkraft der Truppe unendlich zu stärken.

Bewährung und Versagen in den Aufgaben, die der Krieg jedem einzelnen stellt, ist gewöhnlich eine Frage des Charakters und damit auch der Charaktererziehung. Überlegenheit oder Unterlegenheit in der Kriegsführung und in der Bereitstellung ihrer Mittel ist neben dem Charakterproblem eine Frage der geistigen Leistungsfähigkeit und des Könnens und damit auch der Geistesschulung und des Bildungsstandes. Mit entscheidend sind ferner der körperliche Zustand und die körperliche Leistungsfähigkeit und damit auch die Leibeserziehung.

Die Kriegsführung ist im totalen Kriege also nicht nur vom Stand der Ausbildung und Erziehung des Soldaten abhängig, sondern von der Erziehung und Bildung des Gesamtvolkes überhaupt. Das Erziehungs- und Bildungsproblem hat damit für die Wehrmacht, die in erster Linie die Verantwortung für die Kriegsführung trägt, eine Bedeutung erlangt, die es ehemals nie besessen hat. An dieser ausschlaggebenden Bedeutung wird sich auch für die Zukunft nichts ändern. Die Wehrmacht hat daher nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, ihre Forderungen allen Erziehungs- und Bildungseinrichtungen gegenüber so weit geltend zu machen, als dies die bestmögliche Sicherstellung der militärischen Schlagkraft verlangt.

Es wäre ein großer Irrtum, zu glauben, daß die Erziehungsaufgabe der Wehrmacht lediglich darin besteht, den jungen Mann in eine einheitliche äußere Form zu bringen und ihm das notwendige Maß handwerklicher Waffenfertigkeit zu vermitteln.

Eine solche Auffassung würde das Wesen unserer soldatischen Erziehung völlig verkennen, denn in unserem nationalsozialistischen Reich ist Wehrausbildung ohne eine umfassende Erziehung nicht zu denken.

Der Soldat unserer Zeit ist kein seelenloses Kommissprodukt, sondern er wird erfasst in seiner ganzen Persönlichkeit und ist nicht Werkzeug, sondern Träger einer Idee.

Seine Vorstellungswelt ist die Vorstellungswelt des Volkes, und die physische und seelische Kraft der Nation soll in ihm ihre Spitze haben. Deshalb ist er auch nicht zu einem Sonderdasein aus Volk und Staat herausgelöst, sondern ist ein Teil ihres Körpers. In ihm lebt das Ganze, und mit ihm steht und fällt das Ganze, und jeder Angriff auf den Soldaten zielt auf die Nation. Aber Soldatsein ist auch nicht mehr die Aufgabe von zwei Lebensjahren, sondern eine Haltung des Gesamtvolkes, die sich im Waffenträger am stärksten verkörpert.

Vergegenwärtigt man sich so das Bild des deutschen Soldaten unserer Zeit, dann lassen sich auch von ihm aus bestimmte Forderungen für den Erziehungsverlauf unserer männlichen Jugend vor ihrem Eintritt in die Wehrmacht ableiten.

Bei den hohen und vielseitigen Anforderungen, die die moderne Waffentechnik und die neuzeitlichen Kampfverfahren an Führer und Mann stellen, ist eine Ausrichtung und intensive Vorbereitung des deutschen Jungen auf die Aufgaben, die ihn einst als Soldaten erwarten, unerlässlich. Andernfalls könnte die Wehrmacht nicht in zwei Dienstjahren den ihr zugedachten Erziehungserfolg erreichen. Es muß also um dieses Zieles willen gründliche Vorarbeit geleistet werden.

Die Erziehung unserer Jugend vollzieht sich gewissermaßen am „laufenden Band“.

Sie erfaßt den jungen Deutschen in den frühesten Lebensjahren und begleitet ihn bis zum Tage seines Eintritts in die Wehrmacht. Elternhaus, Schule, Jungvolk, Hitlerjugend, Reichsarbeitsdienst und S.A. sind an ihr beteiligt. Nach der Ableistung des Wehrdienstes ist die Erhaltung der Wehrfähigkeit eine wichtige Aufgabe, die Truppe und S.A.-Wehrmannschaften gemeinsam zu leisten haben.

Man kann also bei umfassender Auslegung des Wortes „Soldat“ wohl sagen: Der männliche Deutsche wird mit seiner Geburt Soldat und hört erst auf, es zu sein, wenn er zur „Großen Armee“ abberufen wird.

Es erscheint daher als selbstverständliche Forderung, daß die gesamte Erziehungs- und Bildungsarbeit, die vor dem Wehrdienst am jungen Deutschen geleistet wird und in irgendeinem mittelbaren oder unmittelbaren Zusammenhang mit seinem Wehrdienst steht, nicht nur ein klares Endziel, sondern auch eine einheitliche Ausrichtung und einen logischen Aufbau braucht.

Die hohen Anforderungen und die Kürze der Zeit vertragen keine grundsätzlichen Widersprüche, keine fühlbaren Lücken oder Sprünge, keine überflüssigen Wiederholungen.

Beim Durchlaufen der verschiedenen Erziehungsrichtungen darf der Jugendliche nicht das Gefühl haben, daß die an seiner Erziehung nacheinander oder gleichzeitig arbeitenden Stellen verschiedene Grundauffassungen haben, daß man ihn mehrfach „umschaltet“ und daß man unter Umständen nach verschiedenen Lesarten immer wieder erneut von vorne anfängt.

Soll das Endergebnis aus einem Guß sein, so muß es zunächst auch die Erziehungs- und Ausbildungsarbeit selbst sein.

Daß dieser Zustand noch nicht erreicht ist, ist weder ein Geheimnis noch in Zeiten einer so gewaltigen Neugestaltung unseres Volks- und Staatslebens, wie sie die nationalsozialistische Revolution bewirkt hat, verwunderlich. Es muß aber auch festgestellt werden, daß wir diesem Ziel in letzter Zeit merklich nähergekommen sind. Der Krieg war hierbei ein tatkräftiger Helfer, und es wird zweckmäßig sein, diesen Helfer im Interesse der Sache weitgehend einzuspannen.

Worauf hat sich nun die vormilitärische Erziehung zu erstrecken, und wie verteilen sich innerhalb des Gesamterziehungsplanes die einzelnen Erziehungsaufträge?

Jede erzieherische Formung zur Persönlichkeit hat sich grundsätzlich zu erstrecken auf

Körper, Charakter und Geist!

Nur die gleichbewertende Förderung dieser drei Faktoren ergibt das Persönlichkeitsbild und damit die Möglichkeit eines Gesamturteils über den zu erzielenden jungen Menschen. Das heißt: Kein Erzieher darf das eine vom anderen trennen, sonst kommt er zu einem falschen Urteil über die Gesamtpersönlichkeit.

Es nußt zum Beispiel gar nichts, wenn im Erziehungsgang



Große Deutsche Kunstausstellung München 1941.

General Dietl.

Gemälde von Josef Hengge.

der Schule für die Gesamtbeurteilung eines Jungen der Lehrer nur bestätigen kann, daß der Betreffende deswegen ein brauchbarer Junge ist, weil er gute Schularbeiten liefert. Nein, nicht auf den „guten Schüler“ kommt es an, sondern auf den für alle Forderungen des Lebens „aufgeschlossenen und brauchbaren Jungen“.

Ein Lehrer, der nicht zugleich den Jungen beim Sport und in seiner ganzen weltanschaulichen und charakterlichen Einstellung beobachten, prüfen und erziehen kann, wird niemals ein wahrer Erzieher sein.

„Mens sana in corpore sano“ ist ein altes wahres Wort, und es scheint nur natürlich und verständlich, wenn die Forderung nach dem gesunden Körper, nach körperlicher Ertüchtigung von Jugend auf in den Vordergrund gestellt wird.

Die Wehrmacht braucht kerngesunde, zähe, ausdauernde, gelockerte und nicht verkrampfte oder verbildete Soldaten.

Für alle Erziehungsstationen mögen in bezug auf die körperliche Ertüchtigung die folgenden hier kurz zusammengefaßten grundsätzlichen Forderungen gelten:

1. Die Gesundheit steht an erster Stelle. Also keine Übertreibungen (Dauerleistungen).
2. Planmäßigkeit im Aufbau dem Alter entsprechend.
3. Absolute Einheitlichkeit.
4. Anlehnung an die für die Wehrmacht geltenden Vorschriften für Leibesübungen.

„In zweiter Linie hat der völkische Staat die Bildung des Charakters in jeder Weise zu fördern“, schreibt der Führer in seinem Buch.

Für den Soldaten, insbesondere für den soldatischen Führer, ist der Charakter von entscheidender Bedeutung.



Große Deutsche Kunstausstellung München 1941.

Panzerjäger in der Luftlandetruppe.
Gemälde von Ferdinand Spiegel.

Charakterliche und seelische Eigenschaften sind zwar angeboren, sie können aber durch Erziehung stark beeinflusst werden.

Auch hier muß die Wehrmacht Grundforderungen stellen.

Es sind in erster Linie folgende Tugenden zu pflegen: Mut, gesundes Ehrgefühl, gesunder Ehrgeiz, unbedingte Wahrheitsliebe, Ehrlichkeit, Zuverlässigkeit, unbedingter Gehorsam, Autoritätssinn, Taktgefühl, Bescheidenheit, Ordnungssinn, Pünktlichkeit, Sauberkeit, Pflichtbewußtsein, Entschlußkraft, Verantwortungsfreudigkeit, Härte, Einsatzbereitschaft, Opferbereitschaft, Verschwiegenheit, Unbestechlichkeit, Treue. Die Erziehung zu den genannten Tugenden fassen wir zusammen unter dem Begriff „Zuverlässigkeitserziehung“.

Auch im Hinblick auf die Charaktererziehung gehen die Forderungen des Arbeitslebens mit denen der Wehrmacht Hand in Hand. Die Leistungen unserer hochtechnisierten Wirtschaft sind nicht denkbar ohne die Entwicklung der Arbeitertugenden, wie Exaktheit, Planmäßigkeit, Sauberkeit, ohne Dienstbereitschaft, Arbeitswilligkeit, Unterordnungs- und Hilfsbereitschaft und Arbeitsdisziplin. Zudem verlangt die für den totalen Krieg produzierende Wirtschaft vom Arbeiter ein tiefes Verantwortungsbewußtsein gegenüber der Nation, Wehrbereitschaft, Verschwiegenheit und Werktreue.

Es würde nicht genügen, finge man erst mit dem Eintritt

in den Wehrdienst oder in den Beruf an, diese Eigenschaften zu üben und zu pflegen. Alle Erziehungsstationen müssen sie aufbauen und steigend vorbereiten und immer mehr festigen.

Ein Kind, das nicht schon im Elternhaus in diesen für das Leben und besonders für den Wehrdienst unbedingt notwendigen Tugenden von vornherein erzogen wird, hat im nationalsozialistischen deutschen Volksleben immer Schwierigkeiten und Nachteile. Es ist wichtig, die Eltern hierüber immer wieder aufzuklären; das liegt im Staats- und Volksinteresse. Denn so wie der Mensch als Kind charakterlich erzogen ist, so wird er sich später als Erwachsener in der Volksgemeinschaft auswirken.

In der Schule muß der Jugend der Wert der charakterlichen Tugenden zu überzeugendem Verständnis und zur Einsicht gebracht werden. Das heißt: Fortschreitend und sich steigend muß in der Jugend die Überzeugung entstehen, warum diese Erziehung an ihr vollzogen wird und vollzogen werden muß.

Sie muß an Ursache und Wirkung verstehen lernen, daß es sich hierbei um überindividuelle, das Gedeihen von Volk und Staat bestimmende Werte handelt, denen gegenüber alle eigensüchtigen Regungen zu verstummen haben und denen gegenüber jeder einzelne sich auch in den schwersten Lebenslagen bewähren muß. Die charakterlich einwandfreie Haltung des einzelnen ist im Kriege häufig genug gleichbedeutend mit „Blutsparen“. Umgekehrt aber kann eine scheinbar kleine Unzuverlässigkeit, auf das soldatische Leben übertragen, zu nicht wiedergutmachendem Unglück führen. Eine unzutreffende Meldung etwa, die auf Fahrlässigkeit oder mangelndem Wahrheitsinn beruht, kann die Führung eines Gefechtes unheilvoll beeinflussen und Blutopfer verursachen, die sich sonst hätten vermeiden lassen.

Außer den Forderungen hinsichtlich der körperlichen Erziehung und Charaktererziehung hat die Wehrmacht auch Forderungen, die die Schulbildung betreffen, zu stellen.

Hier gilt das mahnende Wort des Führers, das er einmal den Offiziersanwärtern gegenüber ausgesprochen hat: „Wissen und Können sind die Voraussetzungen zur Tat.“

Der Soldat unserer Zeit braucht bestimmte Wissensgrundlagen, um den Anforderungen des Wehrdienstes gerecht zu werden. Desgleichen ist auch beim einfachen Mann eine hinreichende Ausbildung der Verstandeskkräfte unerlässlich. Haben sich doch die Anforderungen, die heute an den Soldaten herantreten, infolge der Vielseitigkeit des Wehrdienstes und infolge der Entwicklung der verschiedenen Waffen gegenüber früher erheblich gesteigert! Ganz besonders gefordert werden muß eine gute Allgemeinbildung des Führernachwuchses.

Die Wehrmacht erhält ihren Offiziersnachwuchs, sowohl den aktiven als den Reserveoffiziersnachwuchs, in der Regel von der höheren Schule, von der Oberschule oder vom Gymnasium. Wir verlangen auch entsprechend unseren Erfahrungen von den Bewerbern für die aktive Offizierlaufbahn dem Grundsatz nach das Reifezeugnis. Werden hier Ausnahmen gemacht, so geschieht dies nur bei Soldaten, die ihre besonderen Führeigenschaften und geistigen Fähigkeiten unter Beweis gestellt haben und so Gewähr dafür bieten, daß sie den hohen Anforderungen des Offizierberufs voll entsprechen. Muß doch der soldatische Führer im Zeitalter der allgemeinen

Wehrpflicht, wo sich der Ersatz aus allen Bildungsschichten des Volkes zusammensetzt, vor der Front auch in bildungsmäßiger Hinsicht volle Anerkennung und Achtung finden.

Mit der entscheidendste Faktor für die Leistungsfähigkeit einer Truppe ist die Führung. Von ihr hängen Erziehung und Ausbildung und das durch sie erreichte Ziel und zugleich Anlage und Durchführung des Einsatzes der Truppe im Gefecht ab. Der Führer wird seiner Stellung nach stets zum Vorbild werden, zum guten oder zum schlechten. Er muß das Vertrauen seiner Truppe besitzen. Sein Beispiel ist in schwierigen Lagen ausschlaggebend. Stärkt eine sorgfältige Ausbildung das Selbstvertrauen des einzelnen Mannes, so gibt ihm die beispielhafte Haltung des Führers die Zuversicht in die Notwendigkeit der gefassten Entschlüsse und die Durchführbarkeit der gestellten Aufgaben.

Die Anforderungen, die an den soldatischen Führer gestellt werden müssen, sind vielseitig und hoch zugleich. Die Aufgaben, die bereits der junge Offizier als Erzieher, Ausbilder und Führer zu erfüllen hat, setzen neben seinem Persönlichkeitswert und seiner körperlichen Leistungskraft nicht unbeträchtliche geistige Fähigkeiten und solide Wissens- und Bildungsgrundlagen voraus.

Das Wort „Zum Offizier oder Unteroffizier reicht es gerade noch“ hat längst jede Berechtigung verloren. Es muß insbesondere vom jungen Offizier verlangt werden, daß er zu präzisiertem und konzentriertem Arbeiten erzogen ist. Er muß folgerichtig denken und einen bestimmten Stoff richtig auffassen und darstellen können. Klarheit und Treffsicherheit des Ausdrucks und Einfachheit des Schreib- und Redestils müssen ihm zur Gewohnheit werden. Neben den Kenntnissen, die der Dienst von ihm verlangt, muß er über gediegene Bildungsgrundlagen verfügen. Desgleichen wird von ihm erwartet, daß er geistig regsam genug ist, um sich sowohl für den Dienst als auch außerdienstlich weiterzubilden.

Diese Fähigkeiten und Kenntnisse müssen bereits beim Fahnenjunker oder Offizieranwärter im wesentlichen vorausgesetzt werden.

Welche Aufgaben erwachsen nun der höheren Schule, von der in der Regel der Offiziersnachwuchs stammt, für die Vorbereitung dieses Nachwuchses?

Neben gesicherten elementaren Wissensgrundlagen muß die Wehrmacht in erster Linie eine sorgfältige Schulung der Verstandeskräfte fordern, die zu logisch folgerndem Denken und geistiger Regsamkeit führt, sowie eine Erziehung zu selbständigem Arbeiten, die zugleich Freude an geistiger Tätigkeit weckt. In diesem Satz ist alles Wünschenswerte im Hinblick auf die geistige Ausbildung, die die höhere Schule vermitteln soll, zusammengefaßt.

Stoffliches Wissen hat nur dann einen bildenden Wert, wenn es geistig verarbeitet und nicht nur angelernt ist. Der Umfang an Wissen kann an und für sich nicht entscheidend sein. Ja, der Erziehung zu konzentriertem geistigem Arbeiten und dem Erwecken lebendiger geistiger Interessen ist die Vermittlung von Stoffwissen nur insoweit förderlich, als sie in angemessener Weise erfolgt. Das Vielerlei zerstreut und ermüdet zugleich und verhindert so die geistige Auseinandersetzung mit dem Stoff, die letzten Endes der Zweck des Lernens ist. Ein Vielerlei an Einzelwissen ist weder der Wehrmacht noch einem zivilen Beruf von Nutzen. Unerläßlich aber sind geistige Frische und Wendigkeit und ein geschulter Verstand, der das



Lichtbilder (5): Jaeger & Coergen.

Große Deutsche Kunstausstellung München 1941.

Kapitänleutnant Schuhart.
Farbige Zeichnung von Wolf Willrich.

Wesentliche sicher erfaßt und somit auch ein zunächst fremdes Aufgabengebiet rasch zu bewältigen vermag.

Ich habe Ihnen nunmehr in großen Zügen die Forderungen entwickelt, die die Wehrmacht an die vormilitärische Erziehung und Bildung der deutschen Jugend stellen muß. Dabei habe ich das Studium an den Hochschulen und Universitäten nicht erwähnt. Und dies mit gutem Grund. Beginnt ja der Student das Hochschulstudium gewöhnlich erst nach der Ableistung seiner militärischen Dienstpflicht. Die Ausbildung, die er an der Hochschule erhält, ist also keine vormilitärische, sondern eine Ausbildung, die — und das betrifft die Mehrzahl der Studenten — den Wehrdienst de facto voraussetzt, ohne allerdings auf ihm ausdrücklich aufzubauen.

Gleichwohl aber hat die Wehrmacht unter dem Gesetz des totalen Krieges, das unser Zeitalter bestimmt, auch Forderungen an die Hochschulen zu richten. Ist doch der Anteil, den die Hochschulen mittelbar und auch unmittelbar an der Kriegsvorbereitung und Kriegsführung haben, vielfältig und von überragender Bedeutung.

Sie sind mit die wichtigsten geistigen Zentren unseres Volkslebens und als Stätten der Forschung und Lehre Quellen

seiner produktiven Kraft. Sind diese Quellen gestört oder auch nur von geringerer Ergiebigkeit als die geistigen Kraftquellen des Gegners, so kann sich dies im Krieg verhängnisvoll auswirken.

Man vergesse nicht, daß die moderne Technik, auf der unsere Kriegsführung beruht, nichts anderes ist als in Materie umgesetztes intuitives und logisch folgerndes Denken! Sie kann auch nur allein aus den Denkkraften und aus der Bewahrung der Erfahrungen von Generationen erhalten und fortentwickelt werden.

„Der Zustand der Nationen“, sagt Friedrich List, unser größter deutscher Nationalökonom, „ist eine Folge der Anhäufung aller Entdeckungen, Erfindungen, Verbesserungen, Vervollkommnungen und Anstrengungen aller Generationen, die vor uns gelebt haben; sie bilden das geistige Kapital, und jede einzelne Nation ist nur produktiv in dem Verhältnis, in welchem sie diese Errungenschaften früherer Generationen in sich aufzunehmen und sie durch eigene Erwerbungen zu vermehren vermag.“

Dieser idealistische Elan eines Friedrich List, der den Geist und Willen über die Materie setzt, indem er die Pflege und Vermehrung der produktiven Kräfte zur zentralen Aufgabe der Nation erhebt, muß gerade in unserer Zeit die Hochschulen in besonderem Maß beseelen.

Es kommt also darauf an, das geistige Vermächtnis, insofern es lebendige Kräfte birgt, der heranwachsenden Generation mit aller Sorgfalt zu übermitteln und sie auf dieses Vermächtnis zu verpflichten.

Wenn die wissenschaftliche Materie dem Studierenden auch zuweilen spröde und unzugänglich, ja seelenlos erscheinen mag, so ist es doch sehr gefährlich und leichtfertig, unsere Wissenschaft als überlebtes „Alexandrinertum“ in Bausch und Bogen abtun zu wollen. Es gehört zum geistigen Schicksal unserer Zeit, daß sich die meisten Wissenschaften äußerst spezialisiert und kompliziert haben. Aber nur so konnten sie uns die überlegenen Waffen liefern, mit denen wir heute den Feind schlagen.

Die Bereitstellung dieser Waffen setzt sorgfältige, oft entscheidungsvolle wissenschaftliche Kleinarbeit voraus, die auch der Erfindergeist nicht entbehren kann. Wenn wir die besten Waffen der Welt besitzen, so verdanken wir dies nahezu ausschließlich der älteren Generation, die wissenschaftlich vorzüglich ausgebildet war und auch die erforderliche mühselige Kleinarbeit im Dienst einer großen Aufgabe als selbstverständlich auf sich genommen hat. Dies war idealistisch gedacht und gehandelt! Wollen wir die gewaltigen Aufgaben, die die Zukunft von uns verlangt, meistern, so wird der studentischen Jugend die gleiche unermüdliche Auseinandersetzung mit dem Stoff ihrer Wissenschaften nicht erspart bleiben.

Zur Erhaltung der Wehrkraft unseres Volkes ist also zu fordern, daß Wissenschaft und Forschung auf den Hochschulen aller Art in ihrem Bestand erhalten und fortentwickelt werden und daß der Forschernachwuchs bei sorgfältigster Ausbildung sichergestellt wird.

Die moderne Wissenschaft ist ein sehr verfeinerter und damit auch ein leicht gefährdeter geistiger Organismus, der der Pflege bedarf. Jeder Eingriff von außen, jede Herabwürdigung ihrer geistigen Bedeutung kann sie in ihrem Fundament erschüttern und ihre kontinuierliche Entwicklung behindern.

Noch ein Wort zu der derzeitigen Lage der Geisteswissenschaften.

Man ist bei dem großen Interesse, das heute für die Technik besteht und das auch nur zu begrüßen ist, oft gern geneigt, gerade die Geisteswissenschaften zu unterschätzen und stiefmütterlich zu behandeln. Dabei vergißt man, wie unser gesamtes Schulwesen von der Volksschule bis zur höheren Schule in weitem Maß auf ihren Leistungen beruht und wie auch die geistige und charakterliche Erziehung der Jugend ohne die Pflege der Geisteswissenschaften gar nicht vorstellbar ist. Die

Gedankenwelt jedes einzelnen, ob dürftig oder weitumfassend, hat Teil an ihren Auswirkungen.

Man vergißt ferner, daß auch Mathematik und Naturwissenschaften insbesondere der Philosophie viel zu danken haben und daß Geschichte und Philologie Helfer und Förderer aller übrigen Wissenschaften sind. Es gibt Kapazitäten der Technik und bedeutende Industrielle, also Männer des praktischen Lebens, die sich entschieden für das humanistische Gymnasium aussprechen. Sie sind von der Überzeugung durchdrungen, daß eine vorwiegend geisteswissenschaftlich orientierte Schulbildung auch für das praktische Leben förderlich ist und daß sie für die technischen Berufe und das ihnen vorausgehende Studium die beste Grundlage bildet. Ich möchte in diesem Zusammenhang nicht verschweigen, daß auch die Wehrmacht auf Grund ihrer Erfahrungen bei der Auswahl der Fahnenjunker zu der gleichen Anschauung gelangt ist. Der Wert endlich, der einer durch die Beschäftigung mit den Geisteswissenschaften gewonnenen Denkschlung für jede theoretische Besinnung, deren auch oft genug der Soldat bedarf, zukommt, verdient noch besondere Erwähnung.

Eine weitere Forderung, die die Wehrmacht an die Hochschulen zu richten hat, betrifft die Ausbildung des Nachwuchses für die gehobenen zivilen Berufe, also für die Ausbildung der Studierenden überhaupt.

Ich habe zu Beginn meines Vortrags darauf hingewiesen, wie der technisierte totale Krieg die gesamten Volkskräfte in Anspruch nimmt und wie jeder einzelne mehr oder weniger in das Kriegsgeschehen eingeschaltet ist. Dies betrifft in besonderem Maße die Führerschicht innerhalb des zivilen Sektors.

„Ihre Pflicht ist es“, wie sich der Herr Oberbefehlshaber des Heeres einmal ausgedrückt hat, „durch den Einsatz ihrer Persönlichkeit und ihrer Fähigkeiten dafür zu sorgen, daß die Verluste des Krieges, zumal die blutigen Verluste, sich möglichst niederhalten lassen und daß alle Vorbedingungen für den Erfolg der Waffen erfüllt sind.“

Dieser Wehrauftrag, der die studierende Jugend einst erwartet, fordert von ihr, daß sie ihr Studium aus einer sittlichen Verpflichtung der Volksgemeinschaft gegenüber aufsaßt und daß sie unablässig bemüht ist, sich das Wissen anzueignen und die Fähigkeiten auszubilden, die sie zur Erfüllung jenes Auftrags benötigt.

Selbstverständlich wird damit nicht einer Militarisierung der Hochschule das Wort geredet. Es kommt vielmehr lediglich darauf an, daß die Studierenden aller Fakultäten von geeigneten Lehrkräften in die Aufgaben eingeführt werden, die die einzelnen Wissenschaften und Disziplinen für die Kriegsvorbereitung und Kriegsführung zu leisten haben.

Die Forderungen, die die Wehrmacht an die vormilitärische Jugend erziehung und an die Hochschulen richten muß, werden gewiß nicht aus engem Ressortegoismus erhoben. Verlangt doch der totale Krieg, daß die kämpfende Nation als eine Einheit betrachtet wird, in der jeder Teil seinen besonderen Auftrag erfüllt und in seiner Wirkung für das Ganze gewürdigt werden muß.

Alle Vorbereitungen, die die Schulen und Hochschulen im Sinne der Forderungen der Wehrmacht treffen, kommen daher nicht nur dem Wehrdienst, sondern der gesamten Nation zugute.

Die Aufgaben, die uns alle erwarten, sind gewaltig. Zunächst gilt es, den Krieg, den wir jetzt führen, siegreich zu beenden. Dann aber gilt es, den errungenen Frieden zu sichern und zu bewahren. Das ist jedoch nur möglich, wenn auch im Kriege unverdrossen und in voller Hingabe ein leistungsfähiger und charakterlich wertvoller Führernachwuchs herangebildet wird, der die großen Aufgaben, die unser harren, zu meistern vermag.

Es gilt, den Sieg zu erringen, und es gilt, den Frieden zu gewinnen!

Rückschau und Ausblick.

Aus Reden und Aufsätzen

Dr.-Ing. E. h. Ernst Poensgen.

Ernst Poensgen, Generaldirektor der Vereinigte Stahlwerke A. G., wird am 19. September 70 Jahre alt. Das Wirken dieses reichen Lebens hat nicht nur den Vereinigten Stahlwerken, sondern der gesamten deutschen Eisenwirtschaft in hervorragendem Maße gedient. Sein unbeirrbares Eintreten für Deutschland und die innere Gesundheit seiner Wirtschaft spiegelt sich in den Reden, die Ernst Poensgen im In- und Ausland gehalten hat und die — besser als fremde Worte — für seine Arbeit und sein Streben sprechen:

1929

Wir sind der Meinung, daß die Unternehmerpersönlichkeit mehr denn je in der heutigen Notzeit der Wirtschaft gebraucht wird, daß sie im Mittelpunkt des Produktionsprozesses stehen muß, daß sie in ihrer heutigen Gestalt für die Wirtschaft unentbehrlich ist. Es gibt keine Organisation, kein System, keinen Aktionsauschuß, der die schöpferische Einzelpersonlichkeit ersetzt. Unternehmer und Arbeiter sind aufeinander angewiesen. Keiner vermag etwas ohne den anderen.

1930

Wir haben seit Jahren erkannt, daß die Fehler der innerdeutschen Politik uns dahin führen würden, wo wir heute stehen. Wir haben immer wieder betont, daß Deutschland nicht in der Lage sein werde, das Diktat von Versailles mit all seinen untragbaren Bestimmungen und vor allem die Reparationslasten durchzuführen.

Heute sind endlich alle deutschen Parteien, ich kann fast sagen: alle Deutschen der klaren Erkenntnis, daß Deutschland die Reparationsbelastung nicht tragen kann, daß sie beseitigt werden muß. Seien wir froh, daß die Wahrheit jetzt endlich Allgemeingut ist, daß sie zu einer gemeinsamen Willensbildung des ganzen deutschen Volkes zu führen verspricht.

1931

In uns lebt die Überzeugung, daß die Hauptursachen der deutschen Krise nicht in den Weltwirtschaftsverhältnissen allein liegen. Neben der ungeheuren inneren Belastung ist unser Volk überbelastet durch die Tributpolitik. Deshalb setzt unseres Erachtens die Krisenüberwindung voraus, daß das Hauptübel, diese Tributüberlastung, beseitigt wird.

Die allgemeine Forderung des deutschen Volkes richtet sich auf einen schnellen und radikalen Abbau der Tribute. An dieser Forderung wird keine deutsche Regierung, sie mag zusammengesetzt sein, wie sie will, vorübergehen können.

1936

Nach Beendigung der ersten erfolgreichen Vierjahresperiode stehen wir an der Schwelle eines neuen Entwicklungsabschnittes. In vollem Bewußtsein der Bedeutung der vor ihr liegenden neuen Aufgaben hat die Industrie den festen Willen, die durch den Vierjahresplan des Führers abgesteckten Ziele

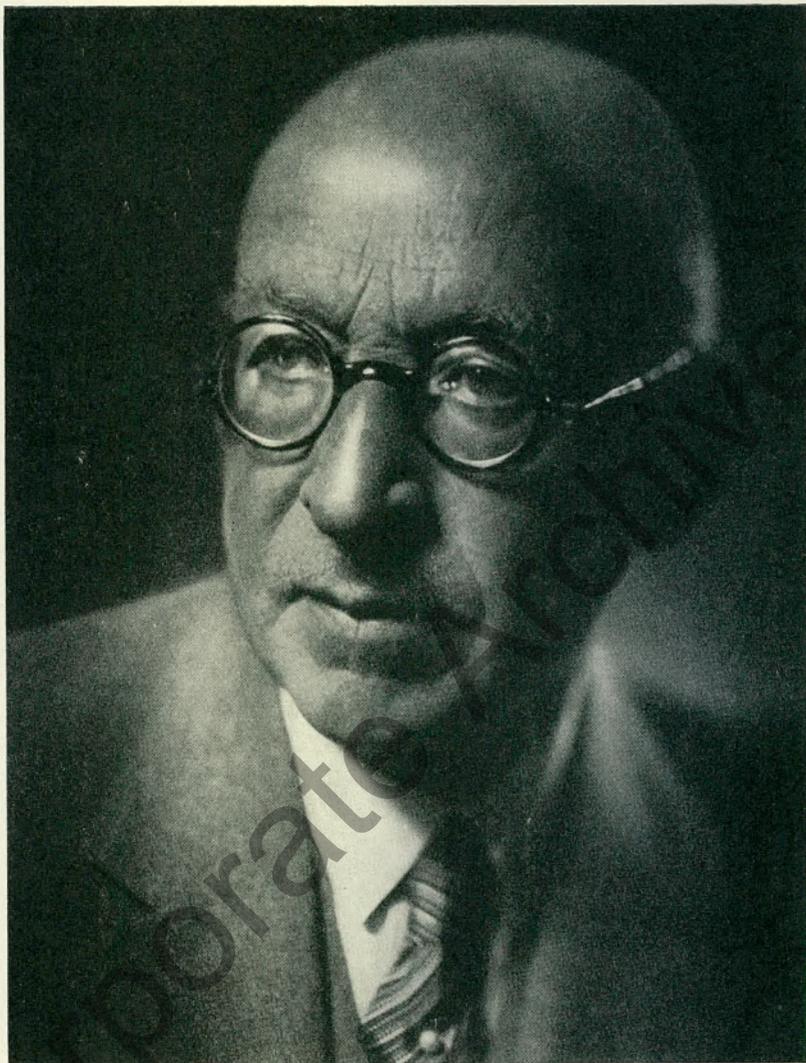


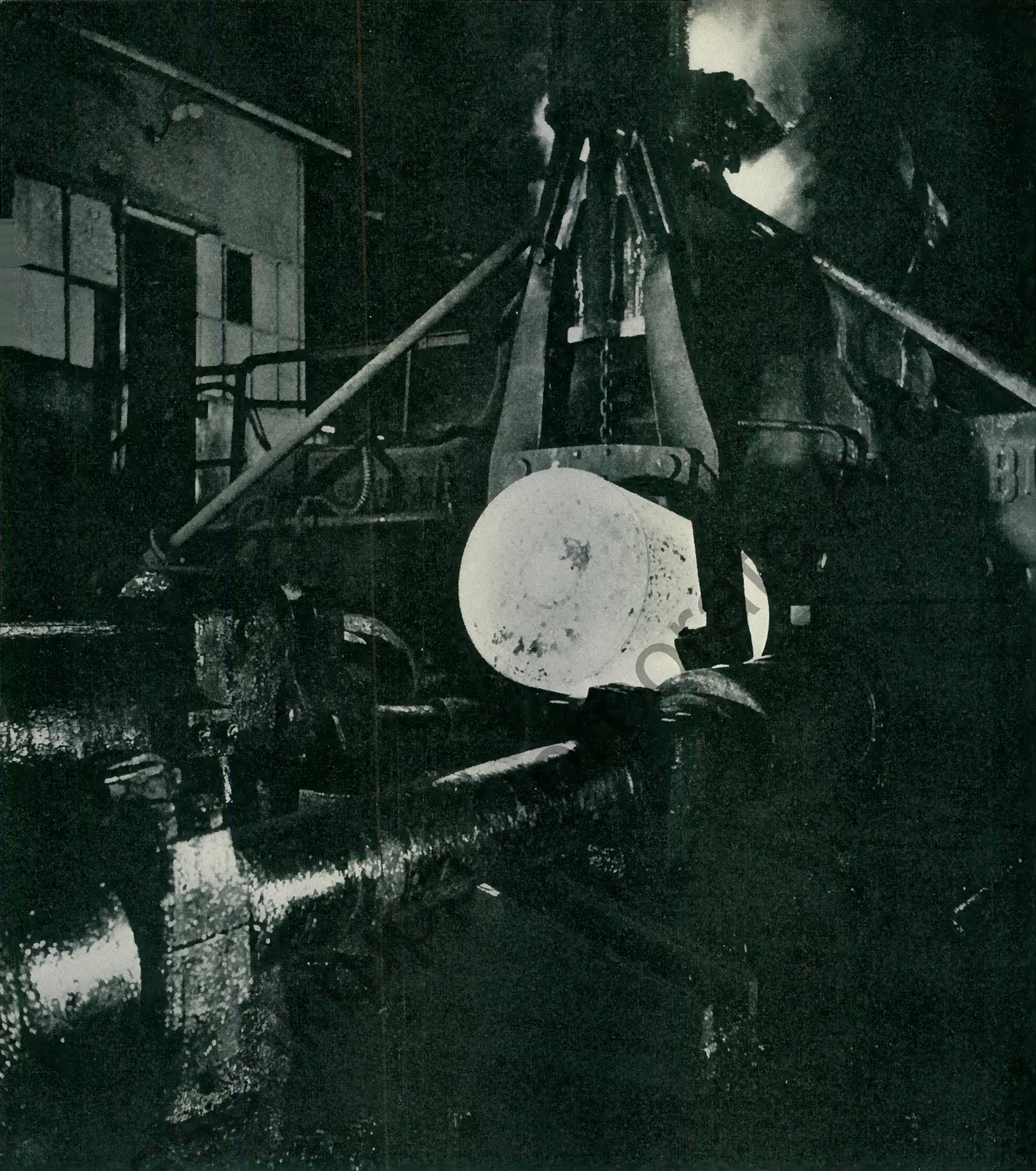
Bild: Bing.

froh aller Schwierigkeiten zu erreichen. Die vertrauensvolle Zusammenarbeit zwischen Betriebsführern und Gefolgschaften schafft hierfür die sichere Grundlage.

1937

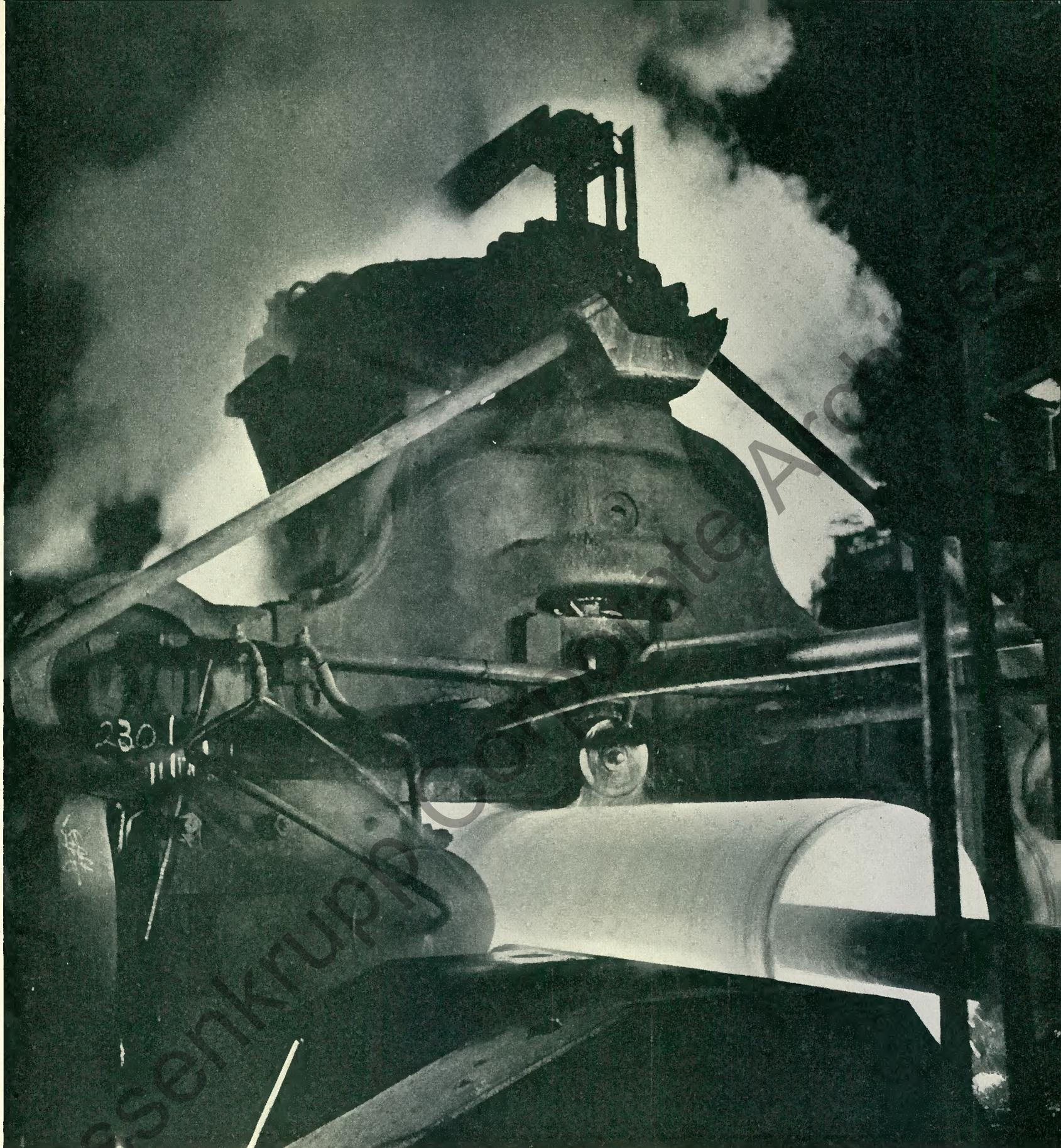
In den fünf vergangenen Jahren hat das deutsche Volk unter der Führung Adolf Hitlers außerordentliche Leistungen vollbracht. Nicht minder große Aufgaben stehen noch vor uns. Die Notwendigkeit einer verstärkten Rüstbarmachung unserer heimischen Bodenschätze und Rohstoffquellen macht die äußerste Anspannung aller Kräfte erforderlich. Bei dieser wichtigen Arbeit dürfen wir aber den Blick nicht abwenden von unserem Tätigkeitsfeld jenseits der Grenzen. Deutschland muß auch weiterhin seine Ausfuhr zielbewußt fördern, der guten deutschen Ware weitere Märkte erschließen, mit der Entwicklung seiner technischen und wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit allen Wettbewerbern vorangehen.

Die Verbesserungen ihrer Betriebseinrichtungen wird die Industrie auch in Zukunft nach besten Kräften fördern, um den Leistungsgrad der menschlichen Arbeitskraft zu erhöhen. Dabei werden neben den technischen auch die sozialen Einrichtungen weiter ausgebaut werden, mit dem Ziel der Leistungssicherung und im Geiste einer kameradschaftlichen verständnisvollen Betriebsgemeinschaft. Nur die Steigerung der produktiven Leistung und damit des Sozialproduktes wird uns die Möglichkeit geben, die erstrebte Hebung des Lebensstandes unseres Volkes herbeizuführen und mit beizutragen zur Sicherung der Freiheit unserer Nationalwirtschaft — eingedenk des Wortes des Führers: „Auf die Dauer wird die machtpolitische Sicherheit um so größer sein, je mehr es uns gelingt, sie wirtschaftlich zu untermauern.“



Lichtbilder (3): Debus.

Im Schrägwalzwerk des Werkes Poensgen der Deutsche Röhrenwerke A.-G., Düsseldorf.
Rundblock unmittelbar vor dem Eintritt in das Schrägwalzwerk und
(rechtes Bild) Hohlstück beim Austritt aus dem Schrägwalzwerk.

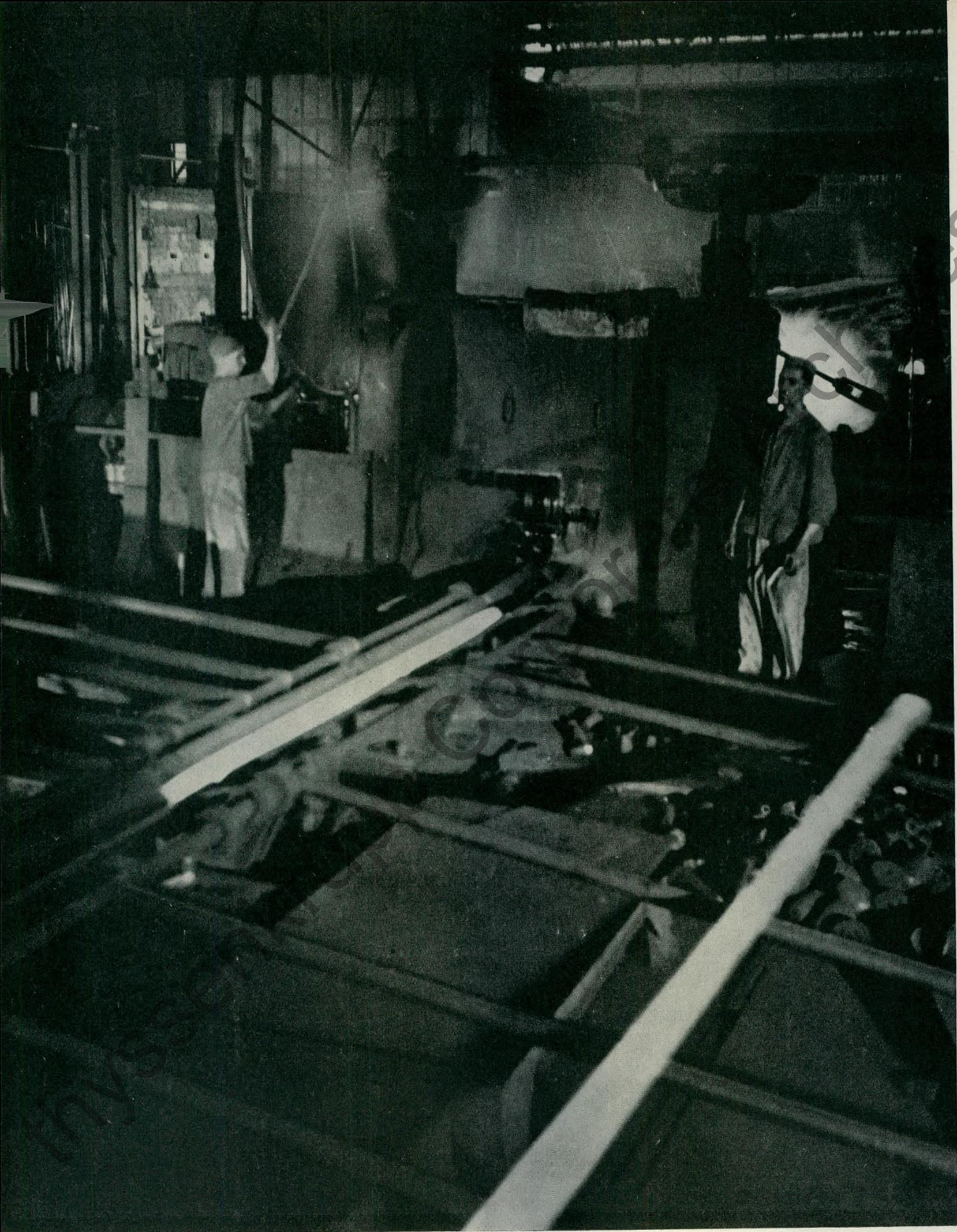


Auf den beiden folgenden Seiten:

Links: Walzen nahtloser Rohre im Werk Poensgen
der Deutsche Röhrenwerke A.-G.

Lichtbild: Hallensleben, Vereinigte Stahlwerke AG.

Rechts: Masten und Ladebäume aus nahtlosem Stahlrohr,
geliefert für das Motorschiff „Monte Pascoal“ vom Werk Poensgen der
Deutsche Röhrenwerke A.-G.





thyssenkrupp Corporate Archives

Dem Gedächtnis Carl Friedrich von Siemens.

Am 10. Juli ist der Chef des Hauses Siemens, Carl Friedrich v. Siemens, gestorben. Mit ihm ist der letzte der Söhne Werner v. Siemens — des großen Erfinders und Begründers des Hauses Siemens — dahingegangen.

Der Verstorbene gehörte dem Aufsichtsrat der Vereinigte Stahlwerke A.-G. seit ihrer Gründung an. Die deutsche Wirtschaft verliert mit Carl Friedrich v. Siemens einen ihrer markantesten Führer.

Am Sarge hielt Herr Dr. Albert Bögl im Namen der Aufsichtsräte der Siemens & Halske A.-G. und der Siemens-Schuckertwerke, denen er über zwei Jahrzehnte angehörte, eine Rede, die wir im Auszug wiedergeben.

Ein reiches Leben umschließt dieser Sarg. Wir hörten vorhin die Entwicklungsstufen: Universität, Hochschule, zehn Lehrjahre in den Häusern von Siemens im In- und Auslande, Jahre gemeinsamer Arbeit mit dem verehrten Bruder, und dann zwei Jahrzehnte hindurch der alleinige Lenker aller Siemens-Schöpfungen.

Die Arbeit, die Frucht dieser Meisterjahre steht leuchtend vor uns: der Bau des Hauses Siemens, fest verankert in der deutschen Erde, die stolz auf ihn ist, von hier ragend in alle Welt, kündend von deutschem Wissen und deutschem Forschen, von deutschem Können und deutschem Fleiß. Wenn insbesondere nach dem Weltkrieg, vor allem jenseits des Ozeans, die Elektrotechnik im stürmischen Drängen voraneilt — das Haus Siemens ist, alle Zweige der Elektrotechnik umfassend, das führende Weltunternehmen geblieben. Und das ist das ureigenste Werk von Carl Friedrich von Siemens.

Die Tugenden und Taten der Väter dürfen nicht wie ferne Sterne am Himmel stehen, die wir anschauen und bewundern. Ihre Strahlen müssen lebendig bleiben in unserem Wirken und Schaffen.

Der Tote hier hat, was ihm das Leben gab, reichlich, überreichlich zurückgegeben; er hat nicht umsonst gelebt. Die Triebkraft all seines Schaffens, all seiner Arbeit war die hohe Verantwortung vor dem eigenen Gewissen. Hier waren mit ehernen Lettern die Grundsätze verzeichnet, nach denen der große Vater das Haus gebaut, die es von Erfolg zu Erfolg führten.

Dieser Mann, der immer bereit war, verständigen Rat zu hören, ihn auch befolgte vor großen Entscheidungen — er wurde schroff und unerbittlich, wenn es sich um die Grundsätze des Hauses handelte.

Argwöhnisch wachte er darüber, daß sich nichts Fremdes in seinem Haus einmischte; und war einmal die Entwicklung andere Wege gegangen, hatten sich werksfremde Fabrikationen angebahnt, dann ruhete und rastete er nicht, bis sie wieder abgetrennt, selbst wenn große Opfer damit verbunden waren.

Sin ihm war die Elektrotechnik das Arbeitsfeld. Er wußte: sie wird zu allen Zeiten den Werkstätten die Arbeit in Hülle und Fülle geben, wenn nur der Quell lebendig bleibt, der sie speist: wissenschaftliche Forschung und Entwicklungsarbeit auf allen Gebieten des Hauses.

Ich darf eine kurze Erinnerung aus den letzten Tagen einfließen: Carl Friedrich hatte mich abgeholt, um in einem der Siemenschen Entwicklungswerke eine besonders interessante Arbeit mit anzusehen. Begeisterte Hingabe und exakte Forschung — diese beiden gehören ja immer zusammen, wenn

etwas Gutes werden soll — hatten Ergebnisse gezeitigt, die zu den größten Hoffnungen berechtigten. Ein Erfolg hatte sich angebahnt, der gerade in diesen großen, ernsten Zeiten voll Ringen und Kämpfen von Bedeutung ist. Wir waren tief beeindruckt, Carl Friedrich, freudig erregt, sagte mit einem stolzen, sinnenden Lächeln um den Mund: „Wenn das noch mein Bruder Wilhelm erlebt hätte!“ Dieses kurze Wort ist charakteristisch für den ganzen Menschen. Es sollte sein letzter Werksbesuch sein.

Ein Mann von dieser Latkraft, dieser Gesinnung, wuchs bald über den eigenen Wirkungskreis hinaus. Die Arbeit der Vaterstadt, die Arbeit des Landes verlangten seinen Rat. Wir sehen ihn in der Handelskammer der Reichshauptstadt. Er wird Mitglied und später Präsident des Reichswirtschaftsrats. Wir hörten vorhin, er war jahrelang der Vorsitzende des Verwaltungsrats des größten Unternehmens der Welt, der deutschen Reichsbahn. Er war Senator und stellvertretender Präsident der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, Mitglied unzähliger wissenschaftlicher Korporationen; und überall wurde sein Rat gern gehört, wurde sein Wort befolgt.

Selbst als in Deutschlands schwerster Zeit der Ruf an ihn ergeht, aktiv in die Politik einzutreten, versagt er sich nicht. Bestimmt nicht aus Liebe zur Politik! Auch

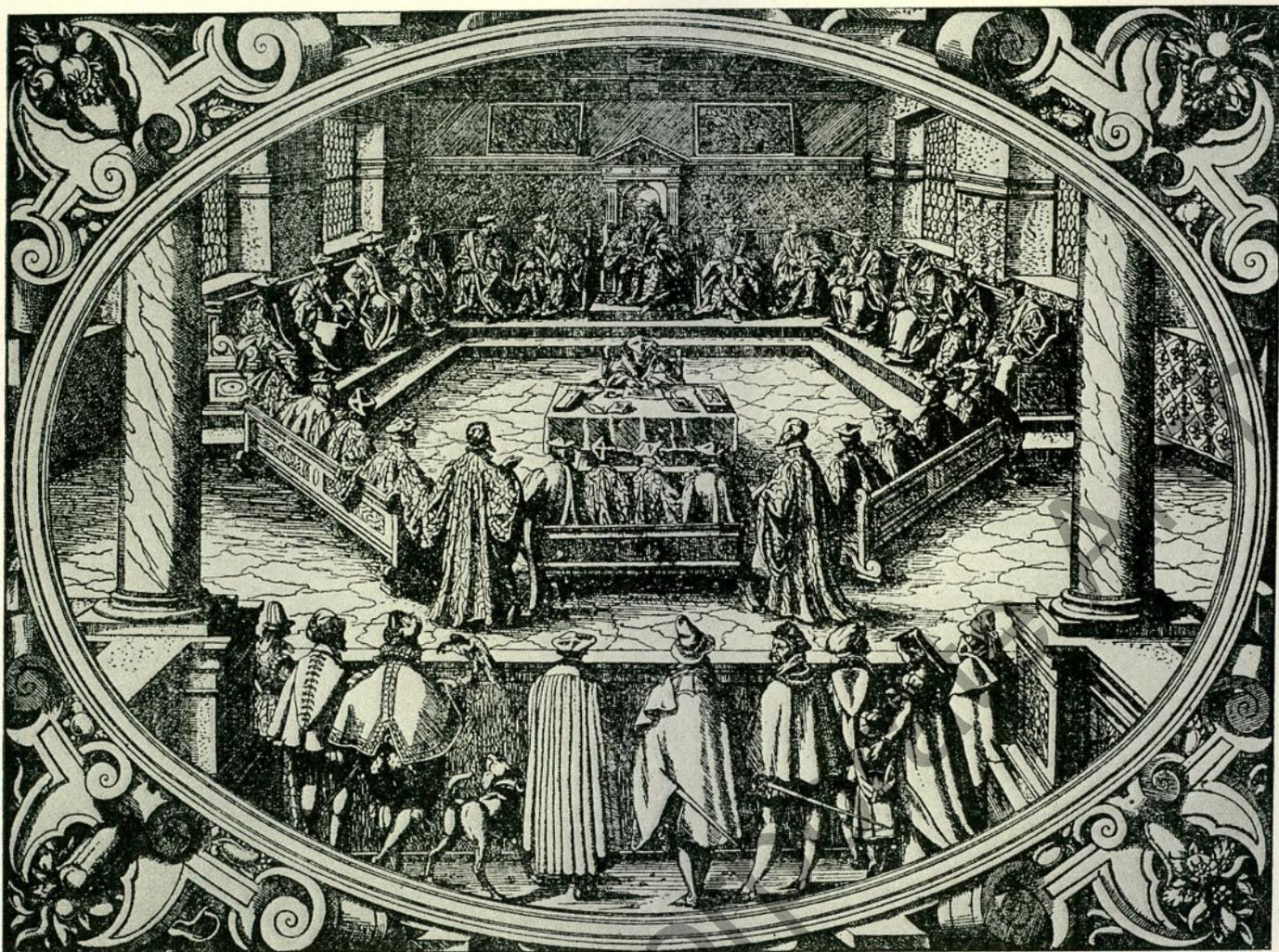
hier wieder ist es sein Pflichtbewußtsein, das ihn treibt. Vielleicht verstehen wir diesen Schritt heute nicht mehr, wissen ihn nicht mehr zu würdigen. Aber vergessen wir uns einmal in diese gärende Zeit: Der Estrudel der Inflation wollte die letzten Werte vernichten, die Wirtschaftsführung lag bei den Gewerkschaften, das Sozialisierungsproblem war der Hauptinhalt der Tagespolitik. Da glaubte Siemens mit seiner klaren Anschauung von Wirtschaftsführung und Menschenführung, von Wirtschaftspolitik und Sozialpolitik sich nicht versagen zu dürfen.

Draußen reißt die Frucht der Ernte entgegen. Sie harret des Schnitters. Hier ist der Schnitter zu früh, viel zu früh gekommen. Aber wenn es um den letzten Sinn des Lebens geht, ist ja nicht entscheidend, wie lange ich gelebt habe. Entscheidend aber ist: Hatte das Leben Inhalt — hatte es Wert? Ein Wort des Vaters klingt auf: „Nicht im Besitz, welcher Art er auch sei, ruhen heute und künftig die staatsverhaltenden Kräfte, sondern in dem Geist, der ihn beseelt und befruchtet.“

Wieder liegt ein großes Erbe da, ein stolzes Erbe, ein schweres Erbe. Mögen die, die berufen sind, es anzutreten, sich stets vor Augen halten, daß die beste Trauer, die würdigste Trauer die ist: das Werk im Geiste dessen fortzuführen, um den man trauert!



Radierung von Heermann.



Gerichtssitzung im 16. Jahrhundert.
Holzschnitt von Jost Amman (1539–1591).
(Nürnberg, Germanisches Museum.)

Germanischer Geist im altnordischen Rechtsleben.

Von Dr. jur. Siegfried Maß,
Kommerzienrat im kgl. Schwedischen Kommerzkollegium, Stockholm.

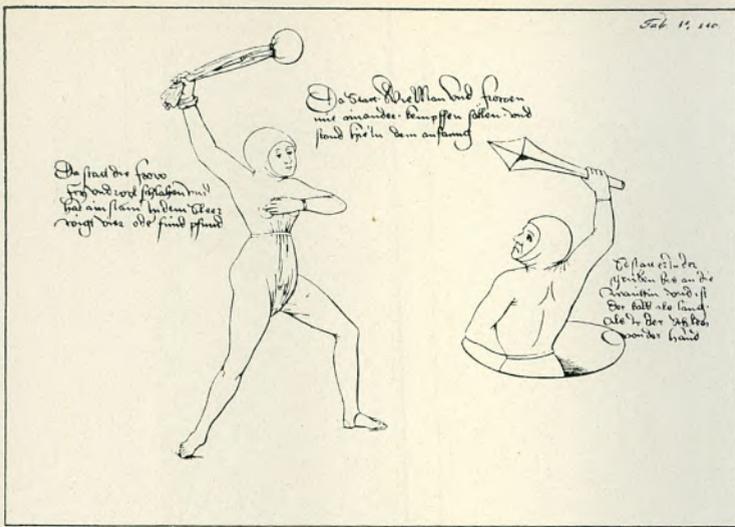
Wollen wir uns vergegenwärtigen, wie sich im heutigen Rechtsleben die staatliche Gewalt betätigt, können wir als Beispiel den Fall wählen, daß ein Mord begangen ist: die Staatspolizei setzt sich sofort in Bewegung, um den Täter zu ermitteln; nachdem er festgenommen ist, wird er vor Gericht gestellt, und falls genügend Beweise vorhanden sind, wird er verurteilt und erhält seine Strafe. Überall sehen wir die Staatsgewalt, die eingreift, um den aus dem Verbrechen erwachsenden staatlichen Strafanspruch schnellstens verwirklicht zu sehen.

Stellen wir nun dem gegenüber den gleichen Fall im altgermanischen Prozeß. Als Ausgangspunkt wählen wir das ältere westgotische Gesetz — die älteste schwedische Gesetzbuchurkunde aus der Mitte des 13. Jahrhunderts. Im Kapitel „Vom Totschlag“ finden wir folgende Ordnung vorgeschrieben: Der Erbe des Erschlagenen soll am ersten einfallenden Ding — dem in Form einer Volksversammlung stattfindenden Gerichtstag — den Tod des Erblassers verkünden. Dasselbe wiederholt sich am zweiten Ding. Erst am dritten Ding erhebt er die Klage gegen den Totschläger. Dann erst wird ein Bemeistertermin ausgesetzt beim Hause des Beklagten, der sogenannte „Eintag“. Da wird nun der Beweis erbracht

durch zwei „Zwölft“, d. h. zwei Gruppen von je zwölf Männern, die es beedigen, daß eben der Angeklagte der Täter sei. Dann wurde wiederum die Sache auf ein Schlußding verlagert, wo der Beweis vor der ganzen Volksversammlung erbracht wurde, und dann wurde der Angeklagte zur Friedlosigkeit verurteilt.

Wir finden also in diesem altgermanischen Recht im Gegensatz zu unserem heutigen ein außerordentlich langwieriges Verfahren. Nicht weniger als fünf Gerichtsverhandlungen sind obligatorisch, und bei den drei ersten geschieht überhaupt die Beweiserhebung und bei der fünften das Endurteil. Ungefähr dasselbe Verfahren finden wir in dem Abschnitt von den Wundsachen — wenn also der Angegriffene nur verwundet worden ist.

Wie läßt sich nun aber diese außerordentliche Verschleppung in dem Prozeßverfahren erklären? Wir dürfen hierbei nicht von unseren modernen Anschauungen über die wünschenswerte Effektivität im Strafprozeßverfahren ausgehen, sondern müssen uns zurückversetzen in die Verhältnisse, wie sie eben im Anfang des 13. Jahrhunderts vorlagen. Wir müssen uns vergegenwärtigen, daß das älteste germanische Recht nicht



Gerichtlicher Zweikampf zwischen Mann und Frau. Anfangsbild in Hans Talhofers Fechtbuch.

(Handschrift zu Gotba.)

Der Zweikampf zwischen Mann und Frau ist als Rechtseinrichtung erwähnt in dem Landrechtsbuch Rapprechts von Freising aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts. Das selbstkämpfende Weib ist jedoch eine Ausnahmeerscheinung. Für Wehrunfähige kämpfte der Muntwalt.

vom Staat ausging, sondern von der Sippe (auf schwedisch: „Allt“). Das älteste germanische Gemeinwesen war die Sippe — also die Zusammenfassung einer durch Blutsverwandtschaft verbundenen Gruppe. In der Sippe erwächst zuerst das Recht, zur Sippe ist auch die Rechtssprechung verlegt. Ehe die staatlichen Gerichte vorhanden waren, bestanden Sippengerichte, die für die Aburteilung der zwischen den Sippengehörigen entstehenden Streitfälle zuständig waren. Bei Streitfällen zwischen den Sippen gab es keine höhere rechtliche Gewalt — die Streitfälle wurden mit den Waffen ausgetragen. Daher die gewaltigen Kämpfe zwischen den Sippen, von denen die alten isländischen Sagen uns so viel zu erzählen haben.

Dieser althergebrachten Rechtsordnung gegenüber tritt nun allmählich die Staatsgewalt auf. Die Träger der Staatsgewalt wollen eine Friedensordnung durchsetzen, vor allem das Recht zur Blutrache beschränken und allmählich aufheben. Das staatliche Gerichtswesen in seiner ältesten Gestalt ist also eine Friedensordnung: Den Frieden in der Volksgemeinschaft zu erhalten ist der Zweck der staatlichen Gerichtsordnung. Aber ihm stehen hierbei keine Exekutivkräfte zur Verfügung — eine Polizeigewalt im heutigen Sinn existiert nicht. Was ist da nun natürlicher, als daß der Staat in erster Hand den Aufschub der Austragung des Streitfalles durchsetzt. Wenn erst einmal die durch den Vorfall — den Totschlag oder die Verwundung eines Angehörigen — erhitzten Köpfe durch die mehrmalige Vertagung sich beruhigt haben und nicht die Möglichkeit haben, in der ersten Aufregung dreinzuschlagen, dann ist schon viel erreicht, um eine Ausöhnung in der Sache anzubahnen. Hieraus lassen sich die wiederholten, rein prozessmäßig gesehen unnützen Vertagungen der Streitfache erklären. Erst nach drei fast nutzlosen Gerichtsverhandlungen läßt man die Parteien der Sache nähertreten und zur Beweisaufnahme übergeben.

Aber welche Beweisaufnahme? Wir sind heute gewohnt, daß der Richter die vorhandenen Augenzeugen vor sich läßt und durch ihre eidliche Aussage sowie durch andere Beweiserhebungen die Überzeugung zu gewinnen versucht, ob der Beklagte nun wirklich schuldig ist oder nicht. Hier im altgermanischen Recht treten nun zweimal zwölf Männer vor den Richter und beschwören, daß der Angeklagte schuldig ist. Das

Gericht hat nur festzustellen, daß dieses Beweisprestandum erfüllt ist, und in Übereinstimmung hiermit wird der Angeklagte verurteilt oder freigesprochen. Dieser Beweisformalismus des altgermanischen Rechts scheint doch vom Standpunkt der Gerechtigkeit aus sehr irrational zu sein und wenig geeignet, die wahre Gerechtigkeit zu fördern — den wirklich Schuldigen zu bestrafen und den Unschuldigen freizusprechen.

Aber dieser Formalismus des altgermanischen Rechts ist mehr Schein als Wirklichkeit. Denn hinter diesem Schwur der zwölf Männer liegt ein selbständiges Gerichtsverfahren, das zwar außerhalb des staatlichen Prozessesverlaufes liegt und das zwar im Geseß nicht näher beschrieben oder geregelt ist, aber ein Gerichtsverfahren, das vom damaligen Geseßgeber als etwas Selbstverständliches und allgemein Bekanntes hingenommen wurde. Und hierbei können wir, glaube ich, gerade auf das alte Sippengerichtswesen zurückgreifen. Wenn es auch nicht geseßmäßig vorgeschrieben war, daß diese zwölf Männer, die die endgültige Beweisaussage abgaben (auf schwedisch: „Edgärdsmän“), der Sippe des Klägers oder des Beklagten angehörten, so lag es doch sehr nahe, daß derjenige, der den Beweis erbringen sollte, sich an seine Sippengenossen wandte — ja man kann, glaube ich, in dieser Institution der Eideshelfer („Edgärdsmän“) den letzten Ausläufer des uralten Sippengerichtes erblicken. Wir finden auch an einigen anderen Stellen des älteren westgotischen Geseßes Bestimmungen, aus denen hervorgeht, daß bei der Verhandlung, beim „Eintag“ oder bei einer ähnlichen Gerichtsverhandlung (dem „Sieben-nachtsding“) eine Beweisaufnahme von Augenzeugen erfolgte, eine Beweisaufnahme, die sich eben nach alter Tradition vor dem Sippengericht und der aus diesem entstandenen Institution der „Edgärdsmän“ abspielte. Und diese zwölf Männer schwuren dann vor Gericht, daß sie überzeugt wären von der Schuld oder Unschuld des Beklagten.

Von diesem Gesichtspunkt aus können wir auch die gewissermaßen technischen Probleme des Gerichtswesens, mit denen sich der damalige Geseßgeber zu plagen hatte, in hellerem Licht sehen. Das ältere westgotische Geseß läßt uns die Rechtsentwicklung gerade in dem Zeitpunkt erblicken, wo die Zusammenfügung des älteren Sippengerichtswesens mit dem neueren staatlichen Gerichtswesen erfolgte. Man muß sich mit einem Parallelismus im Gerichtswesen zufrieden geben — eine Anordnung, die uns vom heutigen Standpunkt aus ziemlich unerklärlich vorkommt. Das, was wir heutzutage als das Zentrale der Rechtssprechung ansehen — die materielle Beweiserhebung —, liegt beim Nachfolger des alten Sippengerichtes, der zwei „Zwölfsten“ („Edgärdsmän“); und dem staatlichen Gericht liegt nur die formale Kontrolle ob, daß die eine oder die andere Partei die zwölf oder zweimal zwölf Männer, die die endgültige Beweisaussage abgeben, wirklich zu stellen vermag.



Zweikampf mit einem Burgherrn, der durch eine Krone gekennzeichnet ist.

Rechts der Richter.

Zeichnung aus dem Heidelberger Eassenspiegel.

Handschrift 13. Jahrhundert.

Eid vor dem Richter.

Oben: Bekräftigung des Schwures durch die Schöffen, welche durch überhängende Mäntel gekennzeichnet sind.

Mitte: Sieben Mönche zeugen gegen einen Genossen.

Unten: Richter und Schultheiß, vor ihnen die 21 Eideshelfer.

Heidelberger Sachsenspiegel, Handschrift 13. Jahrhundert.

Diese Überbrückung zwischen der alten Sippengerichtsbarkeit und der staatlichen Gerichtsbarkeit, die das ältere westgotische Gesetz durchgeführt hat, ist ja keineswegs eine endgültige Lösung gewesen — es war eine Übergangslösung, die sich eben aus den vorhandenen geschichtlichen Verhältnissen ergab.

Neben der Beweisführung durch Eideshelfer kennt schon das ältere westgotische Gesetz eine Beweisführung durch eine Geschworenenbank (auf schwedisch: „Nämnd“), die vom staatlichen Gericht erwählt wurde und die die Untersuchung über den Vorgang übernahm. Dieser „Nämnd“, der übrigens auch aus zwölf Leuten bestand, hat sich als eine entwicklungs-fähige Justizinstitution erwiesen; sie ist im Laufe der Zeit organisch in das Gericht hineingewachsen und hat damit die materielle Beweisprüfung von einer außergerichtlichen Tätigkeit auf das Gericht übertragen — eine Entwicklung, die in Schweden ins 17. Jahrhundert fällt.

Jedes Rechtssystem wird getragen vom Geist des Volkes, das dieses Rechtssystem erbaut hat — so auch das altnordische. Wir können im organisatorischen Aufbau des Gerichtswesens, in den materiellen Vorschriften des bürgerlichen Rechts und des Strafrechts die moralischen Kräfte wirken sehen, die sich im Leben des Volkes entfaltet haben.

Es ist ohne weiteres klar zu erkennen, daß schon der äußere Bau des Gerichtswesens als seinen Grundpfeiler die Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit voraussetzte, die dem alten Germanentum innewohnt. Wie wäre es sonst möglich gewesen, in einigen Fällen den Kläger, in anderen den Angeklagten durch den Schwur von zwölf oder zweimal zwölf Männern den ganzen Rechtsstreit entscheiden zu lassen — zumal da diese Männer aus dem engeren oder ferneren Verwandtenkreis der betreffenden Partei stammten? Nur ein Volk, in dem die moralische Kraft zur Wahrheit und Gerechtigkeit die Sicherheit bot, daß der in Wirklichkeit Schuldige bestraft, der Unschuldige freigesprochen wurde, konnte sich eine solche Form der Beweiserhebung und Beweisprüfung leisten. Damit ist auch der von späteren Kritikern des altgermanischen Rechtes oft erhobene Vorwurf gegen den „Formalismus“ der alten Prozedur beseitigt. Nein, das altgermanische Recht war, wenn man den Zusammenhang in seiner inneren, historischen Entwicklung erkennt, viel weniger formalistisch als die später von römisch rechtlichen und kanonischen Einflüssen beherrschte Gerichtsordnung. Die materielle Beweisprüfung, die man als die große Errungenschaft des späteren Prozedurwesens hinstellt, war auch schon in diesem altgermanischen Recht vorhanden — sie lag nur gewissermaßen außerhalb der staatlichen Gerichtsorganisation. Und ich glaube, man wird mir recht geben, daß gerade die sachliche Prüfung des Rechtsstreits durch diese zwölf oder vierundzwanzig Sippengenossen eine mindestens ebenso große Gewähr für eine richtige Entscheidung leistete, wie eben ein auch juristisch hochgebildetes Richterkollegium es hätte tun können. Bei diesen Leuten war vermutlich viel weniger Verständnis für allerlei Kniffe und Ausreden vorhanden als bei einer im formal-juristischen Denken verstockten Justizbürokratie.

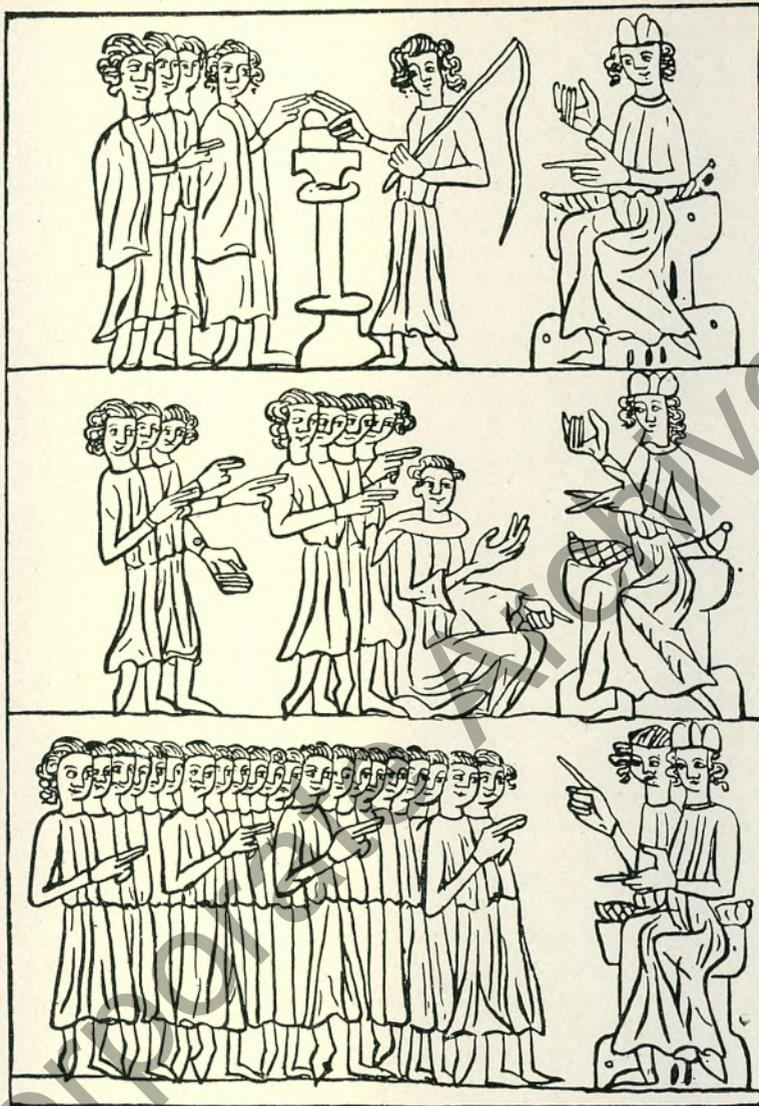
Aber noch etwas kommt hinzu. Das altgermanische Rechtswesen mußte sich in älterer Zeit ganz und auch später fast

Richter und Urteiler bei der Tagung.

Sie deuten auf die Sonne zum Zeichen, daß sie bis zu deren Untergange warten müssen.

Zeichnung aus dem Heidelberger Sachsenspiegel, Handschrift 13. Jahrhundert.

VIII/IX/25



ausschließlich ohne schriftliche Beurkundung helfen. Die rechtlichen Tatsachen und auch der ganze Prozeßvorgang konnten nicht anders als im Gedächtnis der Anwesenden festgehalten werden. Wir haben es heutzutage schwer, uns vorzustellen, wie es überhaupt möglich gewesen ist, ein Rechtssystem auf so primitiver und unsicherer Grundlage aufzubauen. Darum wurden auch die Rechtsgeschäfte — wie es ebenfalls im älteren römischen Recht der Fall war — oft in Anwesenheit der Volksgenossen beim Ding oder bei anderen Verhandlungen vorgenommen. So erfolgte z. B. beim Kauf von Grund und Boden laut dem älteren westgotischen Gesetz ein Vorgang, der „Umfärd“ genannt wurde und der darin bestand, daß sich die Grundbesitzer im Dorf an einem Marsch um die Grenzen des gekauften Grundstückes beteiligten. Hierdurch sollte die Offenkundigkeit des Rechtsgeschäfts gewährleistet werden.

Es ist aber andererseits auch klar, daß gerade diese technische Unvollkommenheit des älteren Rechts der moralischen



Qualifikation des Volkes entsprechend behoben werden mußte. Wenn nicht der Geist des Volkes von Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe befeelt gewesen wäre, dann würde man überhaupt von einem Rechtssystem bei den altgermanischen Völkern kaum sprechen können.

Aber auch noch andere geistige Eigenschaften sind Träger dieses Rechtswesens gewesen. Genannt sei an erster Stelle die Treue. Das Gefühl der Gemeinschaft, der Solidarität den Sippengenossen gegenüber leuchtet aus vielen der alten Gesetzesbestimmungen hervor.

Die Verpflichtung zur Treue kommt am stärksten zum Ausdruck in der Pflicht zur Blutrache. Wenn ein Sippengenosse erschlagen worden war, hatten die näheren Verwandten die Pflicht, sich an dem Totschläger zu rächen. Die Blutrache ist nichts anderes als ein Ausdruck des uralten Gefühls der Wiedervergeltung. Hier hatten die Sippengenossen die gemeinsame Aufgabe, auch die Ehre der Sippe zu wahren. Diese beiden uralten Grundpfeiler des germanischen Rechtsgefühls: die Treue und die Ehre, finden ihren ursprünglichsten Ausdruck gerade in der Blutrache. Zur Zeit aber, als diese ältesten Gesetze niedergeschrieben wurden, war schon die unmittelbare Blutrache ein — wenigstens gesetzmäßig gesehen — überwundenes Stadium. Auch nach dem älteren westgotischen Gesetz darf man die Blutrache nicht sofort üben. Erst wenn der Totschläger vom Ding friedlos erklärt ist, ist der Sippengenosse des Erschlagenen rechtlich befugt, der Rachepflicht nachzukommen. Die Niederringung des als friedlos Erklärten führt nicht zu einer Rachepflicht seiner früheren Sippengenossen, denn der Friedloserklärte ist aus seiner Sippe ausgemerzt: der Friedloserklärte gehört keiner Sippe mehr an.

Wenn wir uns die Pflicht zur Blutrache als Ausdruck des Gefühls der Treue und Ehre vor Augen halten, kann es etwas befremdend erscheinen, daß schon in den ältesten Gesetzen des Nordens als Alternative zur Friedloserklärung und damit zur Ausübung der Blutrache die Zahlung einer Buße vorgesehen war. Man meint doch, es müsse den alten Germanen schlecht gepaßt haben, lumpiges Geld einzustecken, statt die frische und mutige Rache zu üben. Daß dieses Gefühl den Germanen nicht fremd war, können wir aus einer der alten isländischen Sagen sehen, wo ein Mann, namens Torsten, beim Ding das Anerbieten des Gegners, den Tod seines Sohnes mit einer Buße zu begleichen, verächtlich zurückweist mit den Worten: „Ich will meinen Sohn nicht im Geldbeutel haben!“

Man sieht auch in dem älteren westgotischen Gesetz, daß das Anerbieten von seiten des Totschlägers, ein Bußgeld zu zahlen, keine Verpflichtung für die andere Seite, also für die Sippe des Erschlagenen, enthielt, dieses Bußgeld auch anzunehmen. Es war dem freien Ermessen der Sippengenossen anheimgestellt, das Bußgeld anzunehmen oder auf der Friedlosigkeitserklärung des Verklagten zu beharren.

Wenn wir heutzutage das System des Bußgeldes als Ersatz für den Totgeschlagenen verstehen wollen, müssen wir uns vergegenwärtigen, daß der Totschlag an sich nicht als eine moralisch niederträchtige Tat betrachtet wurde; der Meuchelmord, der Diebstahl waren, moralisch gesehen, für die alten Germanen niederträchtige und verächtliche Taten, die streng bestraft wurden, aber der offene, ehrliche Totschlag konnte sogar Ausdruck einer moralischen Pflicht, etwa als Auswirkung der Blutrache, sein.

Die Erklärung der Friedlosigkeit bedeutete die Ausmerzung des Verklagten aus seiner Sippe und der Rechtsgemeinschaft — der Ausgestoßene war rechtlos —, es war also ein sozusagen moralischer Totschlag. Man kann vermuten, daß man einerseits, wenigstens in späterer Zeit, zu diesem Mittel nur dann greifen wollte, wenn der Betreffende ein moralisch verworfenes Individuum war — ein asoziales Element, würde man heut-

zutage sagen — und daß man andererseits sich darum bemühte, für einen Mann, dem man vom moralischen Standpunkt aus eigentlich nichts vorzuwerfen hatte, eine Möglichkeit zu bereiten, durch eine andere Strafe seine Schuld zu büßen. Und da stand nun keine andere Möglichkeit offen als die Geldstrafe; denn Gefängnisse gab es ja zu jener Zeit nicht. Gerade in der Art, in der diese Geldstrafe — das Bußgeld — von Rechts wegen durchgeführt wurde, kann man wiederum ersehen nicht nur, daß dieser Strafe keine moralisch nachhaltige Bedeutung beigelegt wurde, sondern daß diese Strafe den Stempel der Gemeinschaft der Sippe trug. In der Erhebung des Bußgeldes kam gewissermaßen die Pflicht der Treue der Sippengenossen untereinander zum Ausdruck.

Wenn jemandem heutzutage eine Geldstrafe auferlegt wird, hat er ja das Geld selbst zu zahlen; und wenn er sich auch das Nötige von seinem Onkel pumpt, ist das zwar nicht verboten, aber es ist auch nicht etwas, was das Gesetz vorsieht. Das altgermanische Recht war anders.

Das Bußgeld im alten westgotischen Gesetz zerfällt in zwei Teile: Erbenbuße und Sippenubuße. Zur Zahlung dieser beiden Bußen haben die Erben und die Sippengenossen des Totschlägers in gesetzlich bestimmt geregelt Verhältnis beizutragen, und die so erstandenen Bußgelder werden andererseits auf entsprechende Weise unter die Erben und Sippengenossen des Erschlagenen verteilt.

Hier kann man also ein auf dem Prinzip der Solidarität der Sippe gebautes Strafsystem erblicken. Die Sippe gewinnt ihren sonst der Friedlosigkeit anheimgefallenen Genossen zurück — sie kauft ihn gewissermaßen zurück durch Zahlung des Bußgeldes, und zu dieser Zahlung hat deshalb auch jeder Sippengenosse bis zum sechsten Mann beizutragen. An diesem äußerlich betrachtet scheinbar sehr materialistischen System der Bußzahlung für den Totschlag kommt, wenn man die Dinge aus ihren geschichtlichen Voraussetzungen betrachtet, das schöne und erhabene Gefühl der Mannestreue zum Ausdruck, der inneren Verbundenheit und Gemeinschaft der Sippe.

Der Begriff der Ehre tritt uns im altgermanischen Recht entgegen in der Bewertung der verschiedenen Verbrechen. Der offene Totschlag konnte mit Buße gesühnt werden — nicht dagegen die von einem niederträchtigen Charakter zeugenden Verbrechen, z. B. Diebstahl und Meuchelmord. Der Diebstahl wurde ganz besonders als eine entehrende Tat betrachtet, und der Dieb wurde auf schmachvolle Weise gehängt. Damit gab die öffentliche Meinung zu erkennen, wie tief man den Dieb verachtete.

Ebenso war der Meuchelmord ein Verbrechen, das nicht mit Geldstrafe gesühnt werden konnte. Als Beispiel nennt das Gesetz: daß man jemanden erschießt durch das Loch im Dach oder beim Bad oder beim Biertisch. Die Strafe für dergleichen Verbrechen war Friedlosigkeit.

Auch in den älteren Bestimmungen über Beleidigung kommt selbstverständlich das starke Ehrgefühl der Germanen zum Ausdruck. Wir finden hierüber eine Gesetzesbestimmung, die zufälligerweise bewahrt worden ist und die noch älter ist als das ältere westgotische Gesetz. Hier ist der Fall angenommen, daß der eine den anderen beleidigt hat — der Konflikt soll ausgeglichen werden durch Zweikampf. Bleibt einer der beiden aus, hat er seine Ehre verloren. Nur durch Ausfechtung des Kampfes können sie ihre Ehre wahren.

Die Kenntnis von den Grundsätzen des altgermanischen Rechts und besonders der geistigen Kräfte, die sich in diesem Recht durchsetzen, ist auch für uns heutzutage von Bedeutung. Es ist dieses eine Frage, die von Interesse sein sollte nicht nur für den Rechtshistoriker von Beruf, sondern auch für weitere Kreise. Und nicht zum mindesten sollte die Kenntnis dieser gemeinsamen kulturellen Grundlage des alten Germanentums dazu beitragen, bei unsern germanischen Völkern das Gefühl der inneren geistigen Verbundenheit zu wecken und zu festigen.

Runö, Schweden- insel im Rigameer.

Ein Bildbericht von
Lieselotte Kattwinkel.

Das kleine Runö-Mädchen freut sich, daß es mitfahren darf in die unbekannte „Welt“. Denn nur einmal jährlich segelt eine größere Schute an Land, um Seehundsfelle und Fleisch einzutauschen gegen unentbehrliche Dinge: Salz, Kaffee, Munition, Petroleum und Benzin für die Fischerboote.



Mitten im Rigameer ist auf der Karte, das heißt nur auf der Karte großen Maßstabes, ein winziger Punkt eingezeichnet: eine kleine, ungekamte estnische Insel — Runö.

Niemand ahnt hier eine Welt uralter schwedischer Kultur, noch in ihrer Ganzheit erhalten. Achtundvierzig schwedische Familien bewohnen heute diese „weltferne“ Insel und leben heute noch so wie vor vielen Jahrhunderten. Da das ungünstige Fahrwasser, Untiefen und große Gesteinsablagerungen Landungen unmöglich machen, gibt es auch keinen Verkehr nach Runö außer dem kleinen Motorboot der „Runö-folken“, das zugleich ihr Postboot ist und nach der Esteninsel Desel (Abrensborg) fährt. Das kleine Eiland besitzt außerdem weder Hafen noch Mole. Will man nun aber doch nach Runö, so muß das Schiff mit mindestens einer halben Seemeile Abstand vor Anker gehen. Ist die See gerade nicht zu grob, kommen die Leute von Runö mit ihren Fischerbooten, einen abzuholen. Das letzte Stück freilich muß man durchs seichte Wasser waten. Die Frauen werden zwar meistens „huckepack“ an Land getragen.

Große erratische Blöcke bilden rundum einen natürlichen Schutzwall vor allzu schwerer Brandung. Während die Westküste buchtenreich und flach ist mit Ackerland und Weiden, verläuft sie im Osten fast gradlinig, und der feine Sand der Wanderdünen bietet einen idealen Badestrand. Auf der höchsten Düne (21 Meter) steht der Leuchtturm.

Der große Reichtum der Insel ist der uralte hochstämmige Kieferwald, den die Runöleute sorgsam hegen. Niemals würden sie Raubbau treiben in ihm, erhält dieser Wald ihnen doch ihre Nahrungsdecke. Denn er schützt vor Flugsand und

damit vor weiteren Wanderungen der Dünen. Mit Recht kann man sagen: Runö hat Holzkultur. Ihre Wohnhäuser, ihre Schiffe, die Windmühlen, Wagen und Schlitten, Truhen und Wiegen, der Hakenpflug und das Handwerkszeug, alles Gerät überhaupt hat sich der Runöer aus dem Holz dieses Waldes gebaut und gefertigt. Sogar Holzteer brennen sie im Wald im Schutze zweier hochkant gestellten Bootshälften. An manchen Stellen weist der wildromantische Urwald tiefe Moräste auf. In einem dieser Sümpfe soll das Wrack des Schiffes liegen, mit denen die ersten Schweden auf die Insel kamen. Wenigstens berichtete ein alter Seehundfänger mir das dort; er zeigte mir auch die Stelle. Mehrere andere erzählten mir auch davon. Neunhundert Jahre soll das nun her sein.

In der Inselmitte liegt das Wohngebiet: grobbalkige Blockhäuser unter tief gezogenem Schilfdach, von dichter Moosdecke überwachsen. Steinwälle und Balkenzäune trennen die einzelnen Höfe voneinander. Die Häuser eines jeden Gehöftes stehen im Viereck zueinander: Kleider- und Gerätekammer, Vorratshaus, Ställe, Badestube und auf manchen die gemeinsame Mädchenkammer. Der Hauptwohnraum ist die „Rökstuga“, die Rauchstube. Man findet sie hier noch in ihrer Urform. In einer Ecke auf dem Leimboden ein offenes Feuer, über den knallenden Kiefernseiten an langer Kette mit verstellbarem Zahnstück ein bauchiger, ruffschwarzer Kessel. Darüber, in den teerglänzenden Balken des tief darüberhängenden Walmdaches hängen Seehundspeck, Alal, Dorsch und — Dutzende Paare der zierlichen Seehundfellschuhe. Sie sollen wasserdicht werden. Diese Ecke mit dem offenen Feuer ist die „Seele“ des ganzen Hauses.



Oben links: Junge Mädchen aus Runö im Sonntagstaat.

Rechts: Geräteschuppen an der Küste.

Mitte: Seit undenklichen Zeiten stehen im Schutz hoher Eichen die alten Höfe.

Unten: Arbeit an der selbstgebauten Drehbank.

Verwaltet wird das Gemeinwesen von einem Ältestenrat von fünfzehn angesehenen Männern. Diese haben auch zu bestimmen, wer Talko — Arbeit zu leisten hat. Das heißt: Arbeiten, die der ganzen Gemeinde zugute kommen: Wege instand zu halten, Stege zu erneuern usw.

Bis vor neun Jahren gehörten Wald, Acker, Felder, Wiesen allen gemeinsam. Heute ist nur die Schaf- und Kälberweide Allmende. Dann noch die Fischereiplätze; ein Boot gehört immer fünf, sechs Männern gemeinsam, die es sich auch zusammen gebaut haben.

Die einzelnen Gesinde, Großfamilien, also auch Schwieger- söhne und Töchter und Enkel, bilden eine enge Gemeinschaft. Sie arbeiten Hand in Hand mit einem gemeinsamen Ziel. Nur in außergewöhnlichen Fällen: Ernte, Bootsbau helfen befreundete Familien, die aber nie anders entlohnt werden als durch Beköstigung und zu gegebener Zeit selbstverständliche Gegenhilfe. Es gibt auf Runö keinen Geldverkehr. Einmal im Jahr sticht eine größere Schute in See, um an Land Seehundsfelle und Fleisch einzutauschen gegen unentbehrliche Dinge: Salz, Petroleum, Kaffee, Munition und seit zehn Jahren (bis dahin gab es keinen Motor auf der Insel) Benzin für die kleinen Fischerboote.

Da jegliche Möglichkeit zur Kapitalbildung fehlt, hat sich seit je die Lebenshaltung nicht geändert. Schon um 1341 heißt es in einem Privileg des Bischofs Johannes von Kurland, daß die Bewohner sich nur von Ackerbau und Seehundfang nährten. Ist es nicht heute noch genau so? Im übrigen ist das Privileg das früheste vorhandene geschichtliche Dokument der Insel Runö.

Seltsam ist es für uns, daß es auf ganz Runö niemand gibt, der in irgendeinem Dienstverhältnis steht. Jeder ist Herr, ist Bauer und Fischer zugleich und durch diese Verbindung auch unabhängig. Jeder kann sich selbst versorgen.!

Merkwürdig mutet es uns an, daß es auf Runö keinen Polizisten und auch kein Gefängnis gibt. Nein, es kann sich auch der Älteste auf meine Fragen nicht auch nur an einen Diebstahl erinnern, geschweige denn an etwas Schlimmeres. Auch ich könnte mir solches nicht denken, nachdem ich auf der „Insel der Glücklichen“, wie ich sie getauft habe, ihre Menschen kennengelernt und nun dort auch Freunde habe. Offenen, klaren Auges tritt der Runöer mir, der Fremden, entgegen in



Oben links: Dünen sand erstickt allmählich den Wald.

Rechts: Heimkehr vom Fischfang.

Mitte: Hölzerne Stabkirche, die Königin Christine Mitte des 17. Jahrhunderts stiftete.

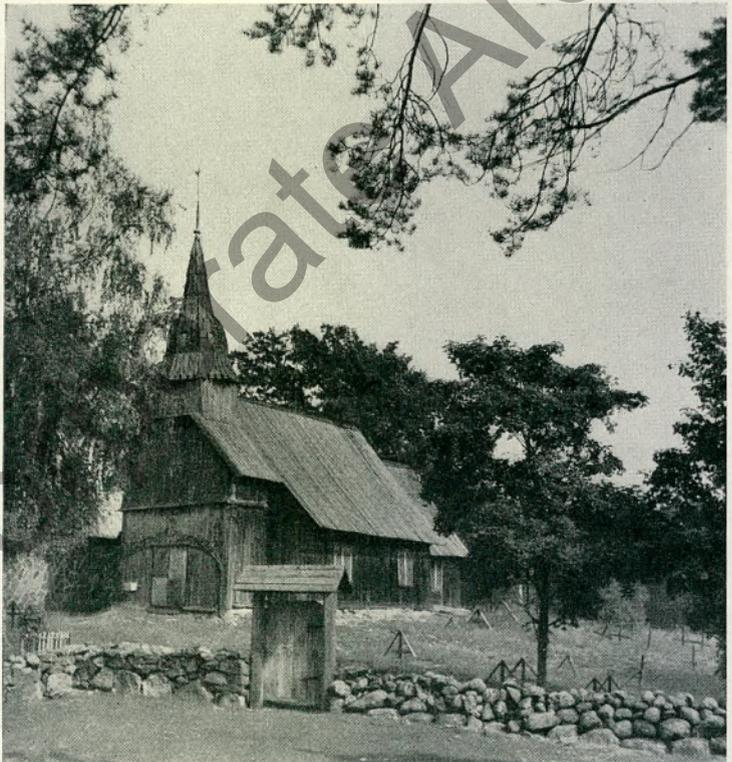
Unten: In der Backstube.



einer selbstverständlichen Art, als seien wir längst vertraute Bekannte. Gastfrei bietet er alles, was er nur hat. Bei einer kleinen Unterhaltung merkt man gleich: er ist aufgeweckt und intelligent. Dies zeigt sich auch in der wohl einzig dastehenden Vertrautheit mit jeder Art handwerklicher Betätigung. Hier gibt es keine Trennung nach Berufen. Jeder ist alles zugleich: Baumeister, Bootsbauer, Schreiner, Tischler, Steinhauer, Maurer, Töpfer, Böttcher; er schuftert, gerbt, schmiedet, schlossert, seilert. Jede Frau spinnst, webt, färbt, strickt, klöppelt, braut Bier, backt Brot, versorgt Haus und Vieh, zieht ihre Kinder groß und geht hinter dem Pfluge, wenn die Männer weit draußen mit ihren kleinen Booten zum Fang auf See liegen. An warmen Tagen ist das Dorf wie ausgestorben. Die Frauen hocken dann alle am Strand, mit unermüdlicher Geduld hundert um hundert der Aalkroten von Köderfischchen befreiend und Leinen und Haken sinn- und sachgemäß in den Kästen festigend.

Alle Kleidung, auch die Anzüge der Männer, wird von den Frauen selbst gewebt und genäht. Ihre Farbzusammensetzung verrät, wie bei allen naturnahen Völkern, einen vertieften Farbensinn. Steht man des Sonntags vor der Tür der kleinen hölzernen Stabkirche, die übrigens Königin Kristine von Schweden gestiftet hat, so bietet sich ein prächtiges Bild: zwischen den hohen, schlanken Männergestalten in ihren hellgrauen, wollenen Anzügen mit schmaler schwarzer Paspel ihre etwas kleineren Frauen in den dunklen vielfaltigen Röcken, den bunten, gestreift gewebten Niedern und den blendend weißen weiten Ärmeln. Alle haben sie den weichen Gang von Waldtieren, unhörbar fast durch die zierlichen Seehundfellschuhe. Über dem hohen Knoten, den wir bei uns den „Hessenknoten“ nennen, steht die spitze bunte Frauenhaube oder die flache, mit Klöppelspitzen besetzte Mädchenhaube. Allzuoft sieht man auf der Frauenseite der Kirche auch die schwarze Witwenhaube. Gar zu oft bleiben die Männer winters beim Seehundfang draußen auf der unerbittlich harten Eisfläche des Meeres.

Aber trotz der Überfülle der Arbeit, trotz der harten Schicksale kommen doch frohe Feste zu ihrem vollen Recht. Ich habe mich über die Ungezwungenheit ihrer Bewegung, ihrer freien Anmut gefreut. Die Fröhlichkeit großer Kinder liegt über der Tanzwiese. Entzückend ist ihr glückstrahlendes Lächeln, sucht der blonde Janne seine Gunborg, die junge Kristin ihren Gunnar.



Gleichklang zwischen zwei Völkern.

Aus einer Ansprache der finnischen Dichterin Maila Talvio anlässlich der Entgegennahme des Henrik-Steffens-Preises der Hansischen Stiftung.

Maila Talvio hat durch ihre schönen und klaren Romane „Die Glocke“, „Die Kraniche“, „Nölintu“ und „Die Tochter der Ostsee“ (Helsinki) einen hervorragenden Anteil an dem Verständnis und der warmen Sympathie, die das ganze deutsche Volk dem tapferen kleinen Finnland und seinem Freiheitskampf entgegenbringt. Die Dichterin besuchte mehrfach das neue Deutschland und setzte sich sehr tatkräftig für die große kulturelle Verständigungsarbeit ein, die in den vergangenen Jahren zwischen Finnland und Deutschland durchgeführt wurde. Der Henrik-Steffens-Preis der Hansischen Stiftung für 1940, der Maila Talvio anlässlich des Übersee-Tages vom Rektor der Universität Hamburg feierlich überreicht wurde, war eine weithin sichtbare und ehrenvolle Anerkennung dieser Verdienste der Dichterin um den nordischen Gedanken und die deutsch-finnische Waffenbrüderschaft gegen den Bolschewismus.

Es kommt mir unglaublich, ja unwirklich vor, daß ich hier zu diesem festlichen Akt der Universität der alten Hansestadt eingeladen worden bin, um eine Ehrung entgegenzunehmen, die mir von Stund' an, wo ich Kunde davon erhielt, immer überraschender und unfassbarer vorgekommen ist. In so vielen Stunden der Nacht habe ich im Zwielicht des Traumes die hinter der Ostsee emporragenden Kirchtürme der Hansestädte gesehen, habe von den Mastspitzen ihrer Schiffe einen Ruf vernommen — so wie die Kraniche im Frühling rufen, wenn sie in meine nordische Heimat kommen; und so wie sie im Herbst wiederum rufen in ewiger Suche und Sehnsucht nach neuen Ufern und zu neuen Ländern. Von diesen Mastspitzen erklang der alte stolze Ruf: Seefahrt ist not!

Es war der stolze Wahlspruch der Hanseaten, der ihr unermüdlischen Suchen, ihr Streben und ihren Sieg von Ufer zu Ufer kundtat. Auch von diesen Gestaden hier sind sie abgefegelt, um die Gefahr und den Kampf zu suchen, und klein wurde der Kreis der Erde unter ihren flatternden Wimpeln.

Hanse! — Dieser Name erweckt bei uns Finnen die Vorstellung von einer Zeit der Stärke und von Männern der Kraft, die unsere Freunde waren und mit denen uns ein gemeinsames Interesse verband. Es ist bei uns unvergessen, daß mit dem Augenblick, wo Hanseaten ihren Fuß in unser Land setzten, zugleich auch seine wirtschaftliche Blüte begann. Seit jener Zeit, aus der die ersten historischen Urkunden die Geschichte unseres Landes aufhellen, bedeutet der deutsche Einfluß sowohl wirtschaftliche wie politische Aufbauarbeit. Wie sollten wir vergessen können, daß schon im Anbeginn einer einheitlichen Entwicklung Finnlands Deutsche an maßgebender Stelle mitgewirkt haben! Sollten wir Finnen ferner vergessen, daß dieser erste deutsche Einfluß sich bald auch mit dem national-finnischen Interesse verknüpfte! Im Zuge dieser Kulturarbeit wurden die Gilden gegründet, und viele deutsche Männer blieben bei uns, deren Art und Blut sich mit dem finnischen Volke verband; ihre deutsche Herkunft aber ist zumeist in ihren Familiennamen erhalten geblieben. — Ja, viele Furchen sind vom Strande Finnlands zum Südufer der Ostsee und von Süd nach Nord gepflügt worden. An den Ufern warteten die Menschen, wann das Eis schmelzen und sich die weißen Segel zeigen würden. Viel Getreide und Salz, viel an Blut und Geist ist im Laufe dieser Jahrhunderte in Krieg und Frieden über die Ostsee gewandert. Jahrzehntelang hielten sich Gustav Adolfs Truppen in Deutschland auf, und irgendeine Sehnsucht nach der Ferne hat Deutsche nach Finnland geführt. Daher jene Gleichheit, die die Menschen miteinander verbindet, daher dieser innere Gleichklang zwischen unseren Völkern, von dem auch dieser Augenblick Zeugnis ablegt. Zeugnis dafür, daß Deutschland dem Herzen meines Volkes unendlich nahesteht und sich seit frühester Zeit geistig mit ihm verwandt fühlt. Auch bei meinen eigenen Vorfahren treten unter zahllosen anderen drei deutsche Namen auf: Winter, von Essen und Bonsdorff. Winter heißt aber auf finnisch talvi — daher der Schriftstellernamen Talvio.

Im Jahre 1507 treffen wir in Turku zum erstenmal auf den Namen Winter, und zwar ist es der Buchdrucker Johan Winter, der — wenn auch in untergeordnetem Zusammen-

hang — doch mit einem großen Kulturereignis in Verbindung zu bringen ist, dessen 500jähriges Jubiläum das finnische Volk in diesen Jahren feiert. Bei Johan Winter in Turku nämlich ist jenes finnischsprachige Buch gedruckt worden, von dem die ganze finnische Literatur ihren Ausgang nimmt: die Bibelübersetzung von Mikael Agricola, dem treuen Schüler von Martin Luther.

Nach dem Dreißigjährigen Kriege, einer Zeit, in der überhaupt sehr viele deutsche Familien nach Finnland kamen, zog auch der Goldschmied Peter Bonsdorff aus Lüneburg nach Dulu und starb dort 1665. Sein Geschlecht schlägt tiefe Wurzeln in Finnlands Erde und entwickelt dabei eine Lebenskraft, die im Dienste von Kirche, Schule und Hochschule auch heute noch blüht.

Von einem Bonsdorff wird berichtet, daß er neunzehn, von einem anderen, dem Urgroßvater Maila Talvios, daß er zwanzig Kinder hatte; viele Glieder der Familie haben ein hohes Alter erreicht und sich bis zuletzt ihre Arbeitskraft und ein heiteres Gemüt bewahrt. Die dreihundertjährige Geschichte der finnischen Staatsuniversität, die vor kurzem erschien, weiß zu berichten, daß die „aus Deutschland eingewanderte Familie Bonsdorff der Universität sieben tüchtige Professoren geschenkt hat“. Ein Sproß aus der Nachkommenschaft dieses Lüneburgers Peter Bonsdorff ist von mütterlicher Seite her Maila Talvio. In ihrer Familiengeschichte aber scheint sich sinnbildhaft zu verkörpern, wie die Verbundenheit zwischen Deutschland und Finnland entstand. Wie der Verbindung des Blutes auch die Gemeinsamkeit des Geistes gefolgt ist und wie die heutige Stunde, in der Maila Talvio hier steht, ein beredtes Zeugnis für die Verbundenheit beider Völker ist.

Ich bin glücklich darüber, daß die ehrwürdige Hansische Universität in Fortsetzung der glanzvollen Reihe skandinavischer Autoren mit der Verleihung des Henrik-Steffens-Preises nun auch einer finnischen Schriftstellerin ihr Wohlwollen bekundet hat. Ja, ich kann nicht leugnen, daß ich eine besondere Ergriffenheit fühle, während ich jetzt hier stehe, um diesen Preis aus ihren Händen zu empfangen, und ich bitte die Hansische Universität hiermit, zugleich den Ausdruck meiner tiefen und herzlichen Dankbarkeit entgegenzunehmen.

Das Schreiben ist trotz seiner Wärme kein Spaß — es ist todernde Verantwortung. Es gibt wohl Zeiten, wo die Kunst das Recht hat, Genuß und Freude zu spenden, andere Zeiten wiederum, wo sie nützen, aufklären, stützen und führen muß. Ein Schriftsteller muß etwas Gemeinsames mit dem Seelsorger, dem Arzt und der Krankenschwester haben. Er muß dem Mitmenschen helfen, aus dem schweren Leben, das uns manchmal beschieden ist, ein schönes und helles Leben zu schaffen. Er muß selbst dabei sein, Gottes Wege zu finden und sie den Suchenden zu zeigen. Ein Schriftsteller muß das Messer des Chirurgen in Stunden der Gefahr anwenden können und auch Wunden verbinden. Er darf in seiner ewigen Sehnsucht nach der göttlichen Schönheit und Verklärung nie verzagen.

Die Ehrung, die mir heute zuteil geworden ist, kann mich in diesem Gefühle der Verantwortung nur bestärken. Und so kehre ich nach Finnland zurück mit dem ernstesten Vorsatz, meinem Volke in seinem schweren Schicksalskampf weiter zu dienen.

Suomi zwischen Krieg und Aufbau.

Von Dipl.-Ing. Vitalis Pantenburg.

Lichtbilder (15): L. u. B. Pantenburg.

Das Reichstagsgebäude in Helsinki.

Lichtbild: Pietinen.



Finnlands schweres Schicksal ist seit je der stete Wechsel zwischen Zerstörung durch Krieg und Wiederaufbau. In den acht Jahrhunderten, seit Suomi als östliche Grenzmark Schwedens in den abendländischen Kulturkreis einbezogen wurde, hat es eigentlich keine Generation gegeben, die sich, ohne gegen den östlichen Nachbar Krieg führen zu müssen, voll und ganz friedlichem Aufbau widmen konnte. Es war wohl Finnlands Bestimmung, immer in Mitleidenschaft gezogen zu werden, wenn zeitenwendende große Stürme über Europa hinwegbrausten. Um nur einmal das letzte Jahrhundert zu betrachten: So war es 1808/09, als Finnland in Auswirkung des Gegenjahres Napoleon-England von Schweden an Rußland abgetreten werden mußte, so war es im Krimkriege 1854/55, so geriet es 1917/18 im Weltkrieg in die große Auseinandersetzung zwischen Rußland und Deutschland. So erlebte noch die gleiche Generation, daß sich ihr endlich völlig selbständig gewordener Nationalstaat im grauenvollen

Winterkrieg 1939/40 gegen das übermächtige Rote Rußland verzweifelt zu wehren hatte. Und nur ein gutes Jahr später schon zieht Finnlands wehrhafte Mannschaft erneut in den Krieg gegen eben dieses Sowjetrußland.

Suomis Bestimmung als nordische Grenzmark gegen Asien kommt symbolhaft im finnischen Staatswappen zum Ausdruck. Es zeigt einen stilisierten Löwen, der in der rechten Pranke ein nordisches Gradschwert schwingt und über einen moskowitzischen Krummsäbel schreitet: „Nord gegen Ost!“ Im finnisch-karelischen Grenzraum prallen diese einander so fremden Welten aufeinander. Seit dem 12. Jahrhundert etwa ist er Kampfzone.

Man hätte meinen können, daß das Volk der finnischen Grenzmark in diesem schon viele Jahrhunderte währenden beständigen Wechsel zwischen Krieg und Frieden, der nichts anderes war als eine aufmerksame Wacht, zerbrochen wäre. Doch nie hat das finnische Volk seine urwüchsige Kraft ein-



gebüßt. Selbst die bisher wohl noch nicht übertroffene Bewährungsprobe des Krieges der hundert Tage gegen den Bolschewismus und seine unermesslichen militärischen Machtmittel vermochte die Widerstandskraft dieses bewundernswerten Nordvolkes nicht im geringsten zu brechen. Gewiß — die Finnen konnten diesen Krieg militärisch nicht gewinnen, dafür war das Verhältnis der Wehrkräfte allzu ungleich, aber moralisch haben sie glänzend gesiegt. Und — nicht für sich allein, sondern letzten Endes für das gesamte Europa, was gar nicht genug gewürdigt werden kann.

Die Finnen hatten nach dem so bitteren Friedensschluß von Moskau im März 1940 nur einviertel Jahr Zeit zum Ausgleich der selbst für ihre Maße sehr starken Zerstörungen, bis sie erneut zu den Waffen greifen mußten, um jetzt — Schulter an Schulter mit dem mächtigen Waffengefährten des Freiheitskrieges, mit der deutschen Wehrmacht — gegen den Sowjetkoloss zu fechten. Man könnte vielleicht einwenden, es sei verfrüht, Betrachtungen über das zukünftige Gesicht der finnischen Nationalwirtschaft anzustellen. Indessen ist in dem knappen Zeitraum zwischen den beiden Kriegen so viel Richtungweisendes geschaffen worden, man hat so energisch und mit klugem Bedacht den Wiederaufbau des Zerstörten und den Ausbau des noch Vorhandenen in Angriff genommen, daß

man sicherlich nach Beendigung des jetzigen Feldzuges ohne wesentlich neue Richtlinien an dem Begonnenen weiterbauen kann.

Finland hatte im Moskauer Frieden seine Grenzpfähle gegen die Sowjetunion um ein beachtliches Stück zurücknehmen müssen; etwa auf die Linie, die sich Peter der Große im Frieden von Nystad 1721 von Schweden-Finland (damals ja eng liiert) ausbedungen hatte. Hierdurch war — wie auch heute — die wertvolle grenzkarelistische Landschaft verlorengegangen. Sie stellt einen für die Ernährung der finnischen Bevölkerung sehr wichtigen Faktor dar und spielte zugleich auch in der industriellen Wirtschaft eine beachtliche Rolle. Finland muß und wird dieses Gebiet durch seinen Feldzug an der Seite Deutschlands voll zurückgewinnen.

Geht man von den Möglichkeiten aus, die der finnischen Volkswirtschaft nach dem Moskauer Frieden geblieben waren, so ist zu sagen, daß Suomi zwar empfindlich geschädigt wurde, aber doch kein armes Land geworden war. Seine natürlichen Schätze an Holz und Erz gaben immer noch eine recht ansehnliche Basis für den Außenhandel ab, weshalb wir als Finlands bester Handelspartner in starkem Maße daran interessiert waren, daß der „bewaffnete Konflikt“ mit dem russischen Nachbarn möglichst ohne allzu starke Einbußen für Finland zum Abschluß gebracht wurde.

Das Kernproblem für das damals um 35 000 Quadratkilometer auf rund 348 000 Quadratkilometer, also um rund ein Zehntel seines Umfanges verkleinerte Finland war die Beschaffung neuer Heimstätten für die aus den abgetretenen Gebieten evakuierte Bevölkerung. Man kann sagen, daß — mit den ganz wenigen Ausnahmen national unerwünschter Elemente — kein finnischer Mensch Neigung zeigte, jenseits der neuen Grenze im vielgepriesenen „Sowjetparadies der Arbeiter und Bauern“ zu bleiben. Das Problem der Wohnung, des Heims, ist für ein so weit nördlich gelegenes Land wie Suomi, das wesentlich längere und kältere Winter hat als wir in Mitteleuropa, natürlich ein grundlegendes Problem. Es handelte sich zunächst um nicht weniger als rund eine halbe Million Menschen, die heimatlos geworden waren und kein eigenes Dach über dem Kopfe hatten. Das bedeutete, daß jeder siebente finnische Mensch seine Heimstätte verloren hatte und ihm möglichst schnell eine neue beschafft werden mußte. Allein im abgetretenen Teil Kareliens waren hunderttausend Wohnstätten verlorengegangen! Da die Bolschewiken beim Kampf und auf ihrem Rückzuge alles vernichteten oder niederbrennen, harret das Problem erst nach dem Feldzug dieses Sommers seiner eigentlichen Lösung.

Es ist verständlich, daß die Frage der Wohnungsbeschaffung für die Hunderttausende auch bei aller Anstrengung der Verantwortlichen und durch alle nur erdenklichen Maßnahmen in der „Friedensperiode“ der rund fünfzehn Monate zwischen den Feldzügen einfach nicht gelöst werden konnte. Zwar hatte man durch weitgehende Vereinheitlichung und fabrikmäßige Herstellung der Haustypen — die allerdings zumeist behelfsmäßigen Baracken ähnlicher waren als wirklich neuzeitlichen



Oben:
Markt am Südhafen der finnischen Hauptstadt.

Unten:
Hafen und Werftanlagen von Turku, dessen Bedeutung nach dem Verlust des Hafens Hanko wesentlich stieg.

Ansprüchen genügenden Häusern —, bereits viel erreichen können. Es wirkte sich günstig aus, daß der Baustoff, seit je in Finnland Holz, aus den infolge des Krieges im Lande verbliebenen Exportbeständen in reichlichem Maße zur Verfügung stand. Gegen den Winter 1940/41, ein halbes Jahr nach dem Frieden, waren bereits zwanzig moderne, eigens zu diesem Zwecke gebaute Spezialfabriken in der Lage, je bis zu fünfzehnhundert fertige Häuser in einem Jahr herzustellen!

Es ist nun ausschlugsreich, wie man in Finnland nicht nur blindlings drauflos Heimstätten „fabrizierte“, sondern zugleich mit kluger Überlegung zu Werke ging. Vielleicht könnten auch wir manche wertvolle Anregung aus den finnischen Erfahrungen ziehen, denn das Problem der Beschaffung genügender und geeigneter Heimstätten ist auch für Deutschland noch lange nicht gelöst und wird uns gerade nach diesem Kriege in erheblichem Maße beschäftigen müssen. Man nahm in Finnland bald von der Massenproduktion unschöner Baracken ein und desselben Typs Abstand. Der finnische Mensch, gerade der unverbildete, auf dem Lande wohnende, ist zu individuell veranlagt, um für diese Art „Amerikanisierung“ des Stils seiner Behausung Verständnis aufzubringen. So haben sofort nach dem Friedensschluß und nach ihrer Entlassung aus dem Wehrdienst die Männer in weitestem Umfang aus eigener Initiative begonnen, aus den noch verwendbaren Trümmern ihrer Häuser sich zumindest bescheidene Unterkünfte zu schaffen. Sie waren natürlich äußerst primitiv, nichts mehr als einfache Wohn„koben“, aber doch eigene, an denen man selbst, die ganze Familie natürlich, gearbeitet hatte. Man hat auch vielfach in gemeinschaftlicher, sogenannter „talkoo“-Arbeit (die es übrigens schon immer in Finnland gegeben hat) einander geholfen, neue Blockhütten zu bauen. Der finnische Bauer versteht ja seit Urzeiten, sich sein Haus noch selbst zu richten, er ist Meister in der Handhabung von Säge, Art, Bohrer und seines nie fehlenden „puukko“-Schnitzmessers. Wie seit je baute man sich auch jetzt zum neuen Hof erst die „sauna“, die vielgerühmte finnische Badestube. Sie ist zugleich die Urzelle des finnischen Bauernhofes überhaupt. Es ist also eigentlich gar nichts Neues, wenn man, davon ausgehend, auch beim Bau der neuen Heimstätten erst eine Art „Urzelle“ gründete, um die sich nach dem Prinzip des wachsenden Hauses nach und nach das übrige an- und aufbauen läßt. Diese Idee vom „wachsenden Haus“ hat also bei der Wohnungsbeschaffung in Finnland wieder Eingang gefunden. Die „Urzelle“ besteht zunächst aus nur einem Raum mit Schlaf- und Kochgelegenheit. Später, wenn man einmal wirklich auf lange Sicht und unter friedlicheren Aspekten planen kann, wird man gewiß auch mehr Wert auf Güte in architektonischer Hinsicht legen. Aber lange noch wird die Bauindustrie für die gesamte finnische industrielle Binnenwirtschaft ein Faktor von ausschlaggebender Bedeutung sein.

Oben:
Helsinki.

Straßenautobahn. Im Hintergrund
das Reichspostgebäude.

Unten:

Während auf gleicher Höhe mit der
Straße die Autobrücke sich von Ufer
zu Ufer spannt, trägt der obere Teil
dieser zweistöckigen Brücke den Schie-
nenstrang der Eisenbahn.

VIII/IX/33



Der große Reichtum an Nuzwald bildet seit alters den Kern der finnischen Wirtschaftskraft und wird es auch stets bleiben. Durch den Moskauer Frieden waren rund zehn Prozent des finnischen Nuzwaldes und der darauf sich gründenden Industrie im Südosten verlorengegangen. Aber man kann nunmehr davon ausgehen, daß das Land nach Beendigung des Feldzuges im Osten zumindest wieder über die Ladoga-karelschen Wälder verfügen kann. Fast ausschließlich dem Holz verdankt ja Finnland, daß seine nationale Wirtschaft im Grunde sehr gesund ist und dem Volk einen steigenden Wohlstand sichert. Dank der ungebrochenen Kraft des Volkes selbst und seinem zähen Lebenswillen wird sie auch die schweren Erschütterungen der beiden letzten Jahre gut überstehen und bald wieder auf ihren alten hohen Stand kommen.

Holzprodukte in ihren heute so mannigfaltigen Formen machen in normalen Zeiten rund 85 Prozent vom Wert des





finnischen Gesamtexportes aus. In dieser über-
ragenden Stellung des Holzes liegt vielleicht
eine Gefahr für die finnische Wirtschaft. Der
Bedarf moderner europäischer Industrieländer,
die längst selbst nicht mehr genügend Wald
haben, wird indessen eher zu- als abnehmen,
und so ist der Absatz wohl stets gesichert. Nun
könnte man annehmen, daß in Finnland Raub-
bau am Wald getrieben würde. Aber nach den
jüngsten genauen Untersuchungen soll doch
immer mehr Holz zuwachsen als geschlagen
wird.

Die finnischen Zellulosefabriken, auch die
anderen Betriebe der Holzverarbeitenden In-
dustrie, zählen zu den modernsten und größten
Werken der Welt. Die fortschreitende Ent-
wicklung der Industrie und der sich steigende
Verbrauch ließ die Techniker nach einer mög-
lichst rationalen Verwendung auch der Holz-
abfälle bei der Holzweiterverarbeitung streben.
Heute vermag man die geringwertigsten Ab-
fälle noch nutzbringend zu verarbeiten; so be-
treibt man, um nur ein Beispiel anzuführen,
die Automotoren mit Holzgas aus Abfällen.
Bald lernte man auch, daß noch eine Unmenge
begehrter Produkte beim chemischen Zellulose-

Oben: In diesem Lande fehlt nirgends ein gesunder
Optimismus. Seit Jahren stellt Finnland eine geschulte
und erprobte Sportmannschaft bei den Wettkämpfen
internationaler Sportveranstaltungen.

Unten links: Auch für den finnischen Soldaten ist die
Pflege der Waffe oberstes Gesetz.

Unten rechts: Der Finne ist Meister in der Hand-
habung von Art, Säge, Bohrer und seines nie fehlenden
„puukko“ (Schmismesser). Das seltsame Gerät auf
unserem Bild ist eine Egge, die ohne Nägel nur aus
Holz hergestellt ist.



gewinnungsprozeß herauszuholen sind, zum Beispiel Methylalkohol, Sprengstoffe, Zellophan, Serpentin, Schmierseife, Hefe, Leim, Kollophonium und viele andere Dinge. Es ist eine ähnliche Entwicklung wie bei der rationellen Verwertung der Kohle. So kann man verstehen, wenn die staatlichen Organe sorgsam darüber wachen, daß Raubbau am wichtigsten Nationalgut, dem Wald, nach Möglichkeit vermieden wird und daß man das Wachstum des Waldes durch moderne Forstmethoden und geeignete Maßnahmen zu steigern versucht.

Obwohl die auf dem Holz basierenden Industriezweige eine so hervorragende Rolle in der finnischen Wirtschaft spielen, ist der Anteil der sogenannten „Binnenmarktindustrie“ an ihr einfach imponierend. Die Schwerindustrie hat sich auf der Grundlage der früher schon bestehenden Metallindustrie in den letzten Jahren stark entwickeln können. Sie stützt sich dabei auf bedeutende Rohstoffvorkommen. Ihr schneller Aufstieg ist mitbedingt durch das staatliche Interesse infolge der durch die Rüstung bedingten Bedürfnisse. So war 1938 der Ausbau eines neuen großen Eisenwerkes im sogenannten finnischen „Ruhrgebiet“, in der Nähe des Jyväskylä, vollendet. Neben Gießereiprodukten werden in einem neuen Hüttenwerk der Vuoksefenniska-Gesellschaft auch andere Walzwerkserzeugnisse, ja sogar Eisenbahnschienen, hergestellt.

Das Roherz kommt zu einem Teil aus dem staatlichen Bergbaubetrieb Dufokumpu in Ostfinland. Die hier anstehenden kupferhaltigen Erze zählen zu den bedeutendsten Kupfervorkommen in Europa. Die Förderung an Roherz erreichte im Jahre 1939 bereits 400 000 Tonnen. Das Kupfer wird in einer Kupferelektrolyse, ebenfalls in der Nähe des Jyväskylä, gewonnen. Die Produktion betrug 1938 bereits 13 400 Tonnen, die zum größten Teil nach Deutschland ging. Die Erze von Dufokumpu-Kuusjärvi sind „Kupfertiefe“. Sie enthalten außer 4,5 Prozent Kupfer noch 28 Prozent Eisen und andere seltenerer Metalle, wie Nickel, Gold, Silber, Zink und Kobalt, dann einen bedeutenden Anteil an Schwefel (etwa 25 Prozent).



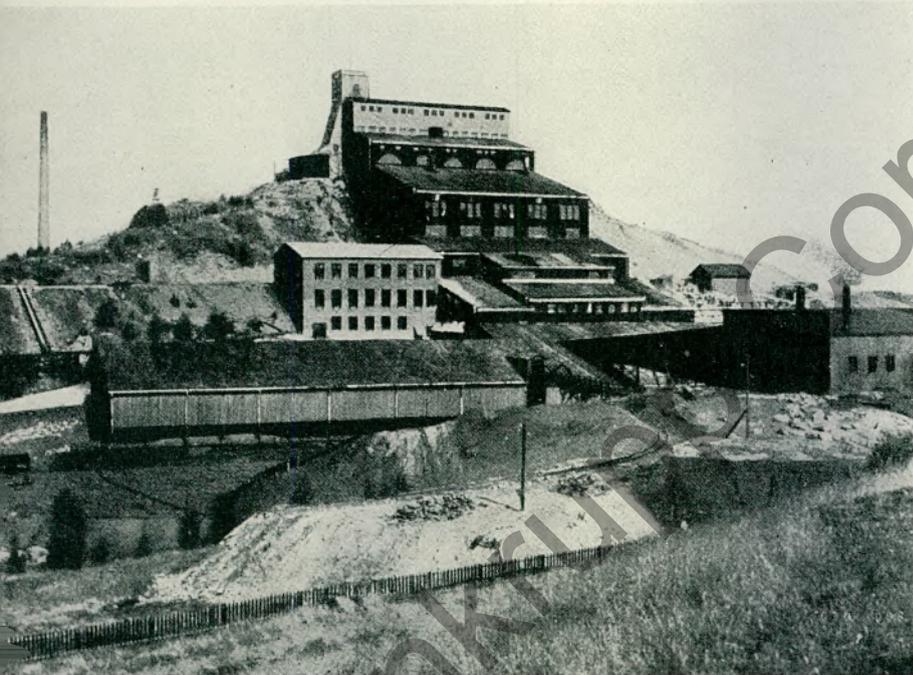
Oben: Finnischer Flößer.

Wind und Wetter graben ihre Spuren in sein Gesicht.

Unten links: Fischreiche Seen und Flüsse bilden einen wertvollen Besitz der Finnen. Zum Schutz gegen die Stechmücken schlang sich der Fischer ein Tuch um den Kopf.

Unten rechts: Die junge Bäuerin wartet nicht etwa auf den gefangenen Hecht, sondern hat Wäsche im Kessel, unter dem sie ein Feuer anzündet.





Schwefel benötigt die Zelluloseindustrie, die sich so weniger abhängig vom Import gemacht hat. Die Vorkommen von Dutofumpu sollen insgesamt rund 850 000 Tonnen Rohkupfer enthalten.

Es steht zu erwarten, daß man bald auch die in Finnisch-Lappland vorhandenen Erze abbauen wird, um sie den einheimischen Hüttenwerken zuzuführen oder sie zu exportieren. Da sind vor allem die Nickelvorkommen im Petsamogebiet. Sie werden auf rund 5 Millionen Tonnen geschätzt. Das Roh Erz enthält durchweg 2 Prozent Nickel und 1,5 Prozent Kupfer. Der britische Weltnickelkonzern „The Monde Nickel Trust“ hatte von der finnischen Regierung die Konzession zum Abbau erworben, und im Sommer 1940 sollten die ersten Transporte des an Ort und Stelle angereicherten Nickelerzes nach England gehen. Sie werden in Zukunft den Verbrauchern des Kontinents zur Verfügung stehen. Die Kraft zum Verhüttungsprozeß liefert ein Wasserkraftwerk, das im Herbst 1941 betriebsbereit sein soll. Eisenerzvorkommen, die aber vorerst noch nicht genutzt werden, gibt es außerdem noch im südlicheren Teil von Lappland. Sie sind wie viele andere kleinere Lager wertvolle Reserven.

Die Metallindustrie Finnlands war aber trotz der ansteigenden Eigenproduktion an Roh Erz immer noch in starkem Maße angewiesen auf die Einfuhr von Rohmaterial, Erz, Schrott, Roheisen. Immerhin waren die inländischen Eisenerze schon in der Lage, fast Dreiviertel des Landesbedarfes zu decken. Doch müssen zahlreiche Eisenerzeugnisse eingeführt werden. Außer den Duckfenniska-Werken gibt es in Finnland noch vier andere Hütten- und Walzwerke: Dalsbruk (seit 1686!), Piskars, Värtsilä und Inha. Der sogenannte Värtsilä-Konzern ist mit 7000 Mann Friedensbelegschaft das größte unter den privaten Unternehmen der Schwerindustrie in Finnland.

Eine umfangreiche und leistungsfähige Maschinen- und Schiffsbauindustrie stellt vieles von dem, was das Land braucht, selbst her. Auch die Erzeugung von Motoren, Flugzeugen und Werkzeugmaschinen war in den letzten Jahren aufgenommen worden. Der Staat ist selbst Unternehmer und unterhält u. a. eine eigene Flugzeug- und eine Geschützfabrik. Moderne Werften, wie die Erichson-Wulkan-Werft in Turku, bauen außer normalen Hochseefahrzeugen auch Kriegsschiffe. Es fehlt jedenfalls nirgends in Finnland an einem gesunden Optimismus in die Wirtschaftskraft des Landes und an wagemutigem Unternehmertum. So wurde gleich nach dem Moskauer Frieden die Arbeit für die Errichtung einer Fabrik für Superphosphat zur künstlichen Düngung, einer weiteren für Stickstoffdüngemittel begonnen. Die benötigten Energien sollen die noch auszubauenden bedeutenden Wasserkräfte eines Flusses in Nordfinnland hergeben.

Die Standorte der großen industriellen Werke finden sich durchaus nicht nur in den städtischen Industriezentren, sondern in sonst ganz ländlichen Gegenden. Daher ist die Industrie-

Oben: Gebändigte Wasserkraft.

Ein Staudamm, durch den über 100 000 PS gewonnen und der Industrie nutzbar gemacht werden. Zahlreiche Wasserkraftwerke sind im Entstehen oder ihre Anlage geplant.

Mitte: Kupferbergwerk.

Die finnischen Kupfervorkommen rechnen zu den ergiebigsten Europas. Das Dutofumpugebiet soll insgesamt 850 000 Tonnen Rohkupfer enthalten und birgt daneben seltenerer Metalle: Nickel, Gold, Silber und Zink, außerdem Schwefel in besonders reichen Mengen.

Unten: Bergbaubetrieb, in dem Nickel gewonnen wird.

Bergbau- und industrielle Betriebe wurden nicht selten in ländlich abgelegener Gegend errichtet, so daß die Arbeiterschaft durch kleine Eigenanwesen stark an die Scholle gebunden ist.

arbeiterschaft auch vielfach noch stark durch kleine Eigenanwesen an die Scholle gebunden. Kommt dann einmal eine Periode geringeren Beschäftigungsgrades, so fallen die Arbeiter der öffentlichen Fürsorge viel weniger zur Last, als das in anderen Staaten der Fall ist.

Erstaunlich groß ist die Textilindustrie. Sie muß zwar fast ausschließlich ausländische Rohstoffe verarbeiten, ist aber in der Lage, den Bedarf des Landes völlig zu decken und sogar noch zu exportieren. Sie beschäftigt nicht weniger als 36 000 Arbeiter und übertrifft damit noch die Zahl der Arbeiter der Schwerindustrie um 2000.

Über 210 000 Arbeiter (die Frauen spielen auch eine nicht zu unterschätzende Rolle in der Industrie) waren 1938 insgesamt in der finnischen Industrie beschäftigt. Hier von entfallen auf die für die Ausfuhr arbeitenden Zweige 80 000 Arbeitnehmer. Dann folgt die Holzindustrie mit etwa 58 000 Mann. Schwerindustrie und Bergbau beschäftigen zusammen 40 000, die Textilindustrie 36 000. Diese Zahlen haben in den letzten Jahren erheblich zugenommen, es zeigt sich deutlich auch daraus die Tendenz zu einem modernen Industriestaat. Aber noch hält die Landwirtschaft der Industrie und den anderen gewerblichen Zweigen in einem gesunden Verhältnis die Waage.

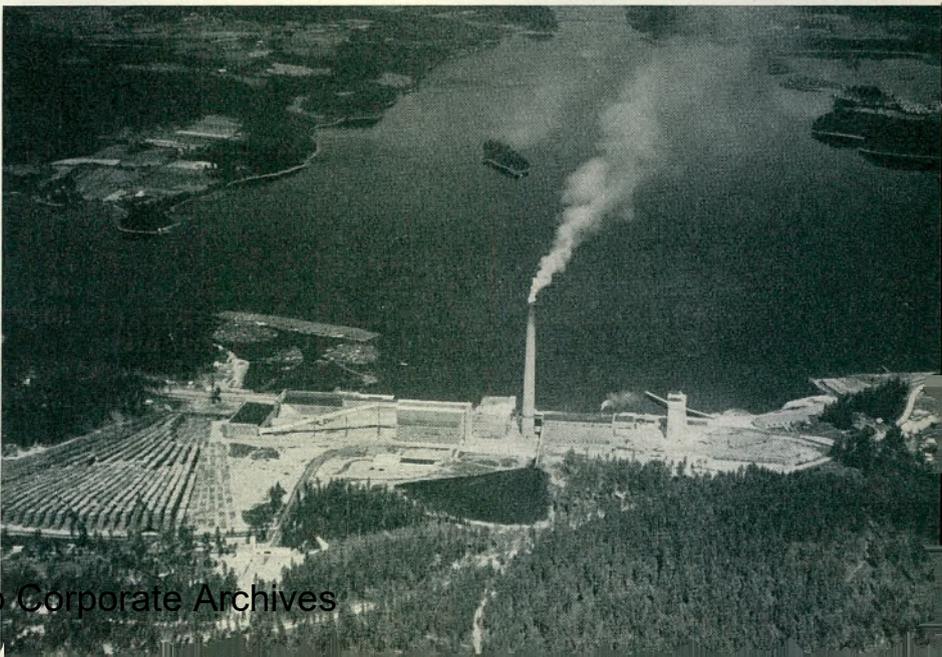
Die Aufnahmefähigkeit des Binnenmarktes nahm bis zum Kriegsausbruch noch dauernd zu. Das zeigte sich deutlich in der Statistik des Jahres 1937, in dem die Binnenmarktindustrie zum erstenmal die Ausfuhrindustrie im Bruttowert der Produktion schlug. Diese machte mit 9 Milliarden Finnmark nur noch 43 Prozent vom Werte der gesamten Industrieproduktion aus gegenüber den 12 Milliarden der ersteren! Das ist zugleich ein sprechender Beweis für den Aufschwung der finnischen Gesamtwirtschaft auf allen Gebieten. Es ist durchaus anzunehmen, daß nach dem durch den Ausnahmezustand des Krieges bedingten Niedergang ein baldiges Ansteigen der Kurve zu erwarten ist, da die Grundbedingungen ja vorhanden sind.

Da Kohle und Öl vollständig fehlen, ist das Land vor allem in Zeiten, in denen es durch Kriegshandlungen von Zufuhren abgeschnitten ist, schlecht daran. Die Eisenbahnen können sich dann freilich behelfen, weil sie ohnehin meistens Holz heizen, das ja auch in sehr starkem Umfang von der Bevölkerung benutzt wird. Aus der Sorge um Kohle und Öl als wichtigste Energieträger hat man daher schon seit langem begonnen, die reichlich vorhandenen Wasserkräfte nutzbar zu machen. Nach Ausbau der noch im Bau befindlichen Werke wird Finnland über rund 900 000 PS verfügen können, 2 Millionen PS sind darüber hinaus noch verhältnismäßig gut und ohne allzu große Kosten ausbaufähig. Man denkt hierbei vornehmlich an die Nutzung der mehr im Norden gelegenen Wasserläufe. Das größte Werk ist die Jmatra-Kraftstation, die die gewaltigen Wassermassen des Saima-Abflusses, Vuoksi, nutzt. Dieser Jmatra-Wasserfall gibt jetzt über 170 000 PS her. Damit wird ein großer Teil des südlichen Finnland mit elektrischer Energie versorgt, zugleich auch das finnische „Ruhrgebiet“ am

Oben: Der Waldreichtum ist für das Land ein unermesslicher Schatz, der, durch planmäßige Forstwirtschaft gepflegt, auch für die Zukunft die Hauptausfuhr Finnlands bestreiten wird.

Mitte: In breitem Strom treibt das gefällte Holz zu Tal.

Unten: Bis zur Verarbeitungsfabrik wird das Holz stromabwärts gefloßt. Die Holzverwertende Industrie hat sich in den letzten Jahren in immer steigendem Maße entwickelt. Unser Bild zeigt eine der größten und modernsten Zellulosefabriken.



Oberlauf des Vuoksi. Ein ganz neues Werk, die Koubiala-Station, etwas unterhalb des Imatra, mußte an Rußland abgetreten werden. Man hofft natürlich, dieses Werk unverfehrt zurückzuerhalten.

Die Beispiele könnten noch vermehrt werden, aus denen man sieht, mit welcher Energie man nach dem bitteren Frieden von Moskau wieder an die Arbeit gegangen ist, um den Verlust wieder weitzumachen. Futterzellulose soll die fehlenden Mengen natürlichen Futters ersetzen, aus Holz soll Kunstseide hergestellt, Land in weitem Umfang urbar gemacht werden.

Es ist ja nie finnische Art gewesen, viel zu reden, man hat, eingedenk der im Kampfe um Finnland gefallenen zwanzigtausend tapferen Männer, die Zähne zusammengebissen und ist unverdrossen ans Werk gegangen, ebenso wie man ohne Zögern jetzt wieder Werkzeug, Pflug und Hacke niedergelegt hat, um zur Waffe zu greifen.

Die Struktur der finnischen Wirtschaft weist deutlich die Wege, die der Außenhandel zu gehen hat. Man braucht hochwertige Industriefertigwaren (Maschinen vor allem), um die im Lande vorhandenen Rohstoffe selbst bearbeiten und dann in „veredelter“ Form ausführen zu können. Die Haupthandelspartner Finnlands waren seit dem Weltkrieg Deutschland und Großbritannien. Dieses nahm den größten Anteil der finnischen Ausfuhr auf, jenes war der erste Lieferant. England versuchte unter Hinweis auf seine überragende Stellung als bester Kunde Finnlands Deutschland durch geschickte wirtschaftspolitische Schachzüge — „Kauft von dem, der auch von euch kauft!“ — auszuschalten oder zumindest zurückzudrängen. Zeitweise rückten die Engländer auch handelspolitisch vor, aber Deutschland hielt zäh seine Stellung und vermochte auch bald wieder in etwa den verlorenen Boden aufzuholen. Ausschlaggebend war hierbei zunächst die Güte der deutschen Erzeugnisse, auf Grund deren man ja überhaupt in Finnland die Industrialisierung so weit vorzutreiben vermochte, dann auch die seit jeher gepflegten engen Handelsbeziehungen zu Deutschland. Nach diesem Kriege wird Finnland im Rahmen der europäischen Großraumwirtschaft seine ihm zukommende Aufgabe erfüllen. In erster Linie wird es mit seinem Außenhandelsvolumen dem Kontinent selbst zur Verfügung stehen, ehe es mit außerkontinentalen Ländern Handelsbeziehungen aufnimmt. Alle Voraussetzungen zum Wiederaufbau und darüber hinaus zum weiteren Ausbau seiner Volkswirtschaft sind gegeben. Jrgendwelche Sorgen um zu wenig Arbeit oder gar um Arbeitslose wird es auf sehr lange Zeit im lebensstarken und mutigen Suomi kaum geben.

Gerade aus seinen Handelsbeziehungen zu dem mächtigen Großdeutschen Reich wird Finnland noch mancherlei Vorteil

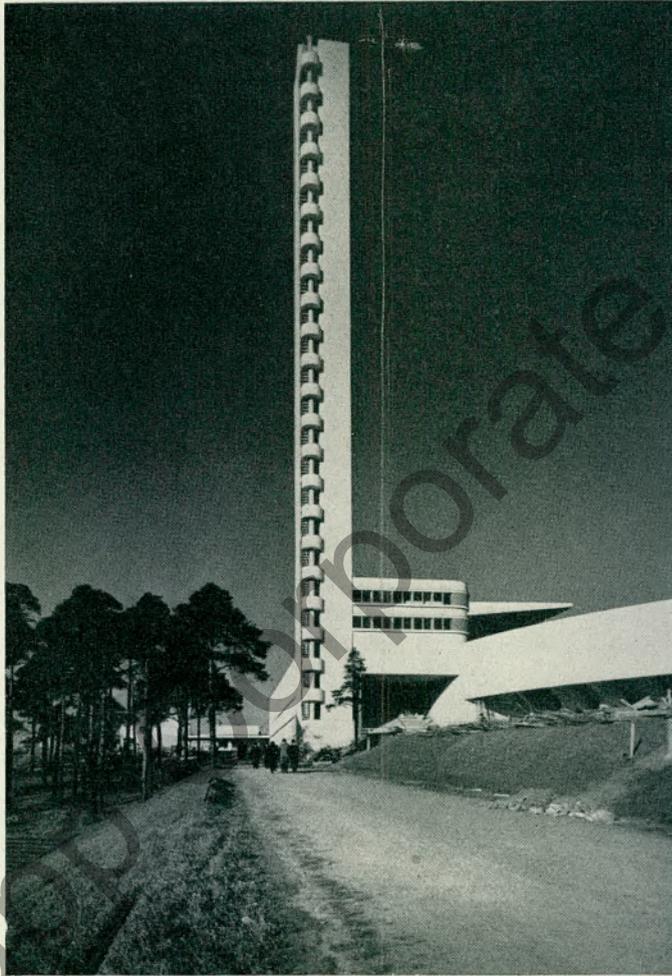
ziehen können. Auch nach dem Kriege wird Deutschland unbestritten die erste Stelle unter den Handelspartnern Finnlands einnehmen. Hierzu sind ja die Grundbedingungen in umfangreichem Maße gegeben. Deutschland braucht Holz und Holzzeugnisse aller Art, Papierholz, gesägte Ware, Sperrholz, Papiermasse, Pappe und Papier, weiter die oben angeführten Erzeugnisse der Bergbauindustrie und animalische Lebensmittel. Sicher werden auch die anderen Exportwaren, die Finnland zu bieten hat, in erweitertem Umfang nach Deutschland gehen können: Häute und Felle, Steine, Tonwaren, Flachs, verschiedene Produkte der Zelluloseindustrie, wie Spreit,

Terpentin u. a., auch Preiselbeeren und „Islandmoos“ gehören zu den finnischen Ausfuhrgütern. Deutschland selbst hat außer den schon angeführten Gütern seiner Industrie als Gegengabe vor allem die in Finnland völlig fehlenden Kohlen und Koks zu bieten (früher war England der erste Lieferant), auch Kalidüngemittel und Stickstoff gehören zu den deutschen Einfuhrgütern nach Finnland.

Den Finnen, die so tapfer die unerhörte Zerreißprobe der Bewährung im finnisch-russischen Winterkrieg 1939/40 bestanden hatten, wurde im Spätsommer 1940 bereits klar, daß der Moskauer Friede nur eine Etappe der sowjetrussischen Offensive war. Bald schon würde die Sowjetunion — jetzt aus wesentlich günstigeren strategischen Ausgangsstellungen — Finnland erneut angegriffen haben. Da aber gebot das demutigen jungen Nordvolk innerlich aufrichtig verbundene Deutschland energisch Halt. Als der Führer im Sommer 1941 endlich im Osten zuschlug, war sein Befehl zugleich Signal für die kampferprobten Finnen, ihrer gerechten Sache zum endgültigen Siege zu verhelfen.

Jetzt kämpft Finnland um mehr als die Verteidigung seiner Grenzen allein, es geht ihm um den zukunftsweisen Bestand seines starken Staatswesens, um „Suur Suomi“, das größere Finnland, das sich endlich gegen Osten hin die Grenzen erkämpfen wird, die völkisch, geographisch und strategisch die einzig gegebenen, weil natürlichen sind.

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die Finnen mit der an ihnen so gerühmten verbissenen „sisu“ — Kraft und Wille zugleich — die im Krieg erlittenen schweren Wunden bald wieder schließen werden. Wie durch ein Wunder ist das prächtige olympische Stadion in Helsinki unverfehrt geblieben — ein gutes Omen eigentlich für die kleine ehrenhafte Nordnation, die ja im friedlichen Sportwettkampf der Besten aller Nationen der Welt stets unter den ersten war und dies gewiß auf der nächsten Weltolympiade, dann wohl im eigenen Land, erneut beweisen wird.



Lichtbild: Pietinen.

Das neue Stadion in Helsinki.

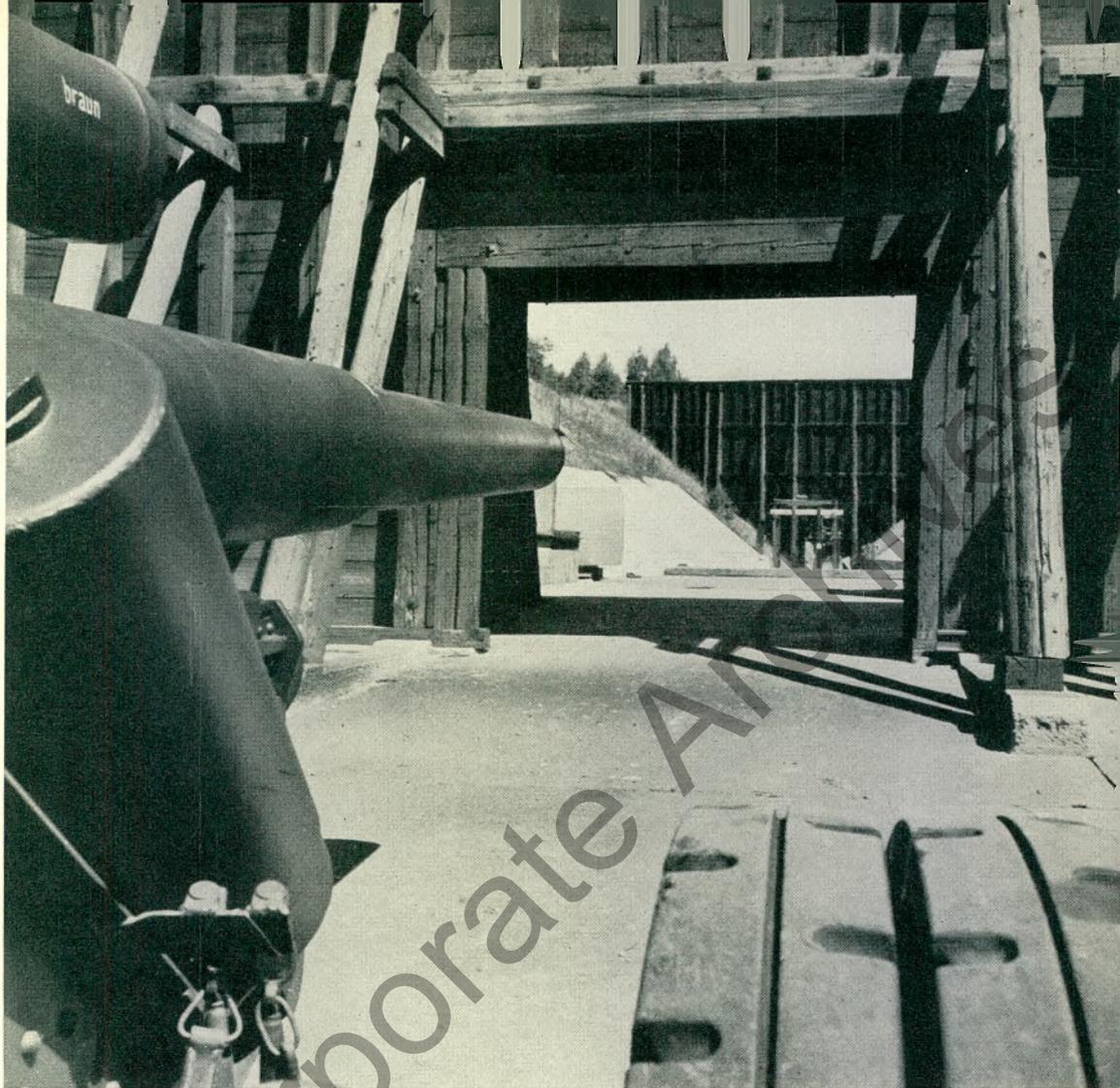
Hoch ragt der 22stöckige Turm, das Wahrzeichen des olympischen Stadions, empor.

In der Sprengstoff- fabrik.

Von
Dr. B. Muthesius.

Mit 18 Lichtbildern
von Ruth Hallensleben.

Auf dem Schießstand einer Sprengstofffabrik.



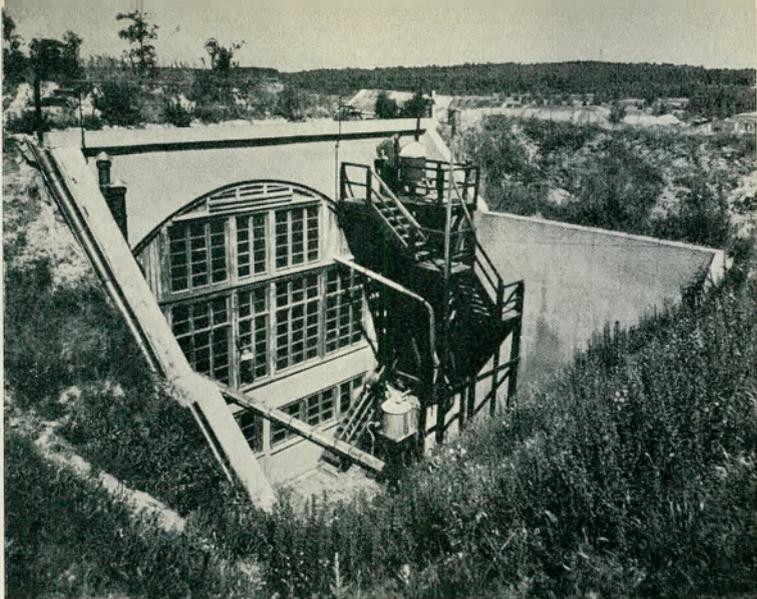
Die deutsche Rüstung ist mit den deutschen Erfolgen sehr populär geworden. Die Fabriknamen der Kampfflugzeuge und Jäger, die Firmen, die Kanonen bauen, alte stolze Namen und solche jüngsten Datums — das alles kennt die Jugend schon, und wie eine Granate fabriziert wird, wie ein Panzerwagen entsteht, wie die Montage der Flugzeuge vor sich geht, darüber lesen wir in den Zeitungen und Zeitschriften immer wieder Berichte, sehen wir Bilder und Zeichnungen. Ein einziger Zweig der Rüstungsindustrie wird dabei meist vergessen, und die Männer, die in dieser neuen Sparte arbeiten, gehören sozusagen zu den Großen Unbekannten: von der Pulver- und Sprengstoffherstellung weiß auch der gebildete Laie recht wenig. Man könnte sich denken, daß die Männer der Sprengstoffindustrie darüber doch schließlich einmal ein wenig gekränkt sein könnten. Sie haben ja nicht so ganz unrecht, wenn sie sagen, daß ohne ihre Arbeit und ihre Erzeugnisse die schönsten Kanonen und die besten Flugzeuge, die schnellsten Torpedoboote und die wundervollsten U-Boote nichts zuwege bringen könnten. Ein Sprengstoffchemiker trieb

die Pointe in einer Unterhaltung kürzlich einmal auf die Spitze: alle diese Kampfmittel, so meinte er, seien, bei Lichte betrachtet, doch eigentlich nur Transportmittel, deren man sich dazu bediene, um das eigentliche Kampfmittel, den Explosivstoff, dahin zu bringen, wo er den Feind vernichtet.

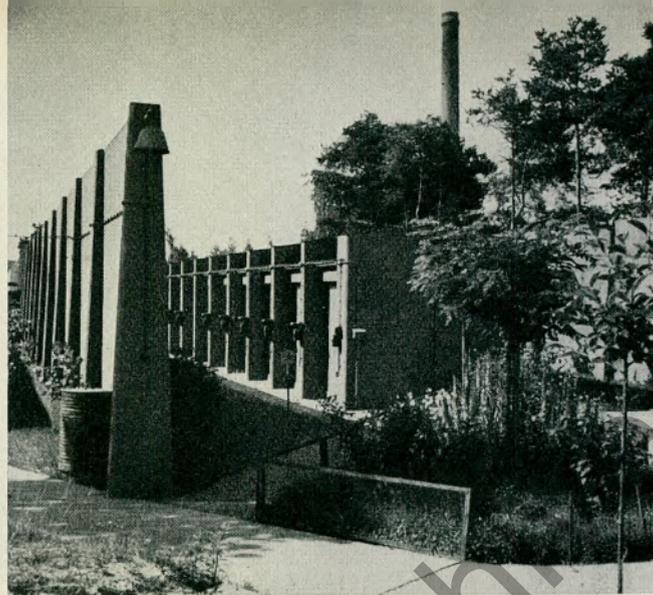
Daran ist gewiß etwas Wahres. Pulver und Sprengstoffe gibt es nun schon so lange, daß wir uns daran gewöhnt haben, sie wie eine Selbstverständlichkeit hinzunehmen. Aber das sollten wir nicht, schon um der Menschen willen nicht, die in den Sprengstoff-Fabriken, die für die Rüstung arbeiten, gewissermaßen schon seit 1933 an der Front stehen. Es wäre im übrigen ein großer Irrtum, wollte man annehmen, daß die Sprengstoffchemie eine Sache mit feststehendem Schicksal sei, auf deren Boden es nichts Neues gäbe. Wohl lebt die Wissenschaft und die Praxis der Treibmittel und der Sprengstoffe — also was den militärischen Zweck anlangt: die Pulver, die das Geschosß aus dem Rohr treiben, und die Stoffe, die bei oder nach dem Aufschlagen des Geschosses die Detonation bewirken — heute noch im wesentlichen von den Erfahrungen



Beim Besuch einer Sprengstofffabrik glauben wir uns zuweilen in eine kilometerweite Parklandschaft versetzt, in die hier und dort kleine und kleinste Häuschen verstreut sind.



Tief eingebettet zwischen Erdrällen liegt die Nitroglycerinanlage . . .



. . . während die Sprengkapselherstellung in klösterlicher Abgeschlossenheit vor sich geht.

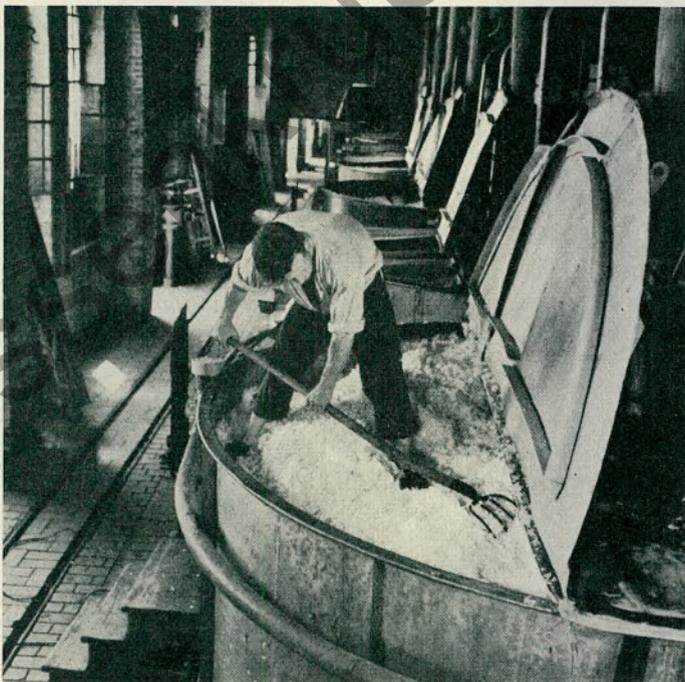


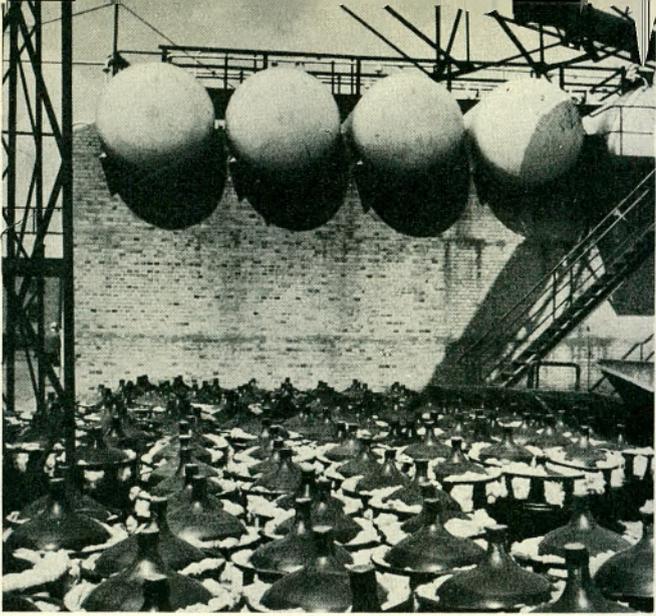
Oben: Transport von Zellstoffballen.
Unten: Aus Zellstoff wird Schießbaumwolle.

des Weltkriegs, aber in bezug auf die Rohstoffe und ihre Verarbeitung gibt es doch fortgesetzt Neues; die Chemie kann ja überhaupt ihrem Wesen nach niemals stillstehen.

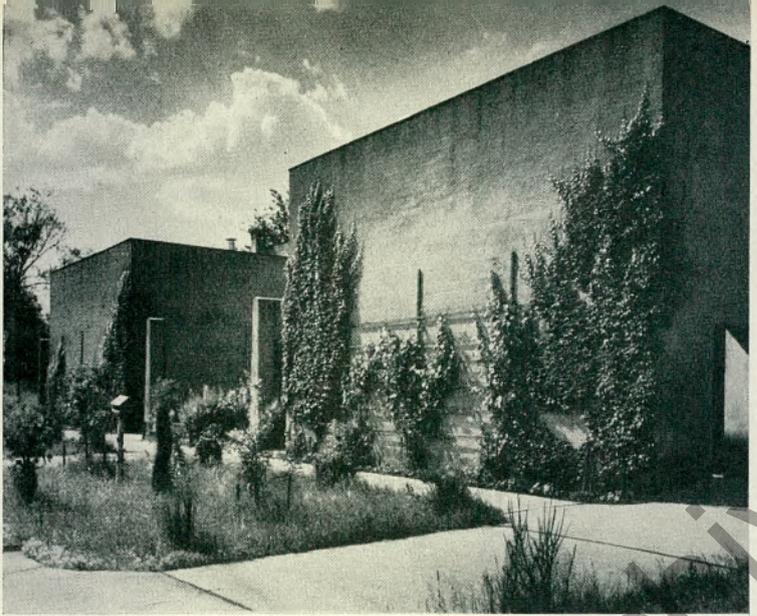
Wir wollen aber hier nicht weiter in die Geheimnisse wissenschaftlicher Arbeit eindringen, zumal wir den Leser dann mit schwer aussprechbaren Substanzen quälen müßten: Au Namen wie Hexanitrodiphensylamin, Trinitrotoluol oder Tetranitropentaerythrit könnte man sich wirklich die Zunge zerbrechen — wozu die Chemiker, die ja alle ein klein wenig Apothekerschrulligkeit in sich tragen, milde lächeln. Indessen ist manchem schon das Lächeln vergangen über der furchtbaren Gewalt, mit der diese Substanzen, sobald sie detonieren, d. h. also sich unter Wärmeentwicklung in Gase zersetzen, sich und alles in ihrem Umkreis in ein schreckliches Verderben stürzen. Diese Sprengstoffe, die bei uns genau wie in andern Ländern auch durch die „Nitrirung“ mannigfacher Rohstoffe — des Toluols, eines Abkömmlings des Steinkohlenteers, oder des Phenols, das ebenfalls der Kohle entstammt, oder des Glycerins, das wir alle als Mittel gegen das Hautausspringen bei kaltem Wetter kennen, oder schließlich auch der Zellulose, die wir aus Holz gewinnen — entstehen, d. h. also aus ihrer Behandlung und Verbindung mit Stickstoff, mit Salpetersäure,

Ein Sprengstoff wird filtriert.





In Glasballons und Kesseln wartet die Salpetersäure auf ihre Verbindung mit dem Zellstoff zu Schießbaumwolle.

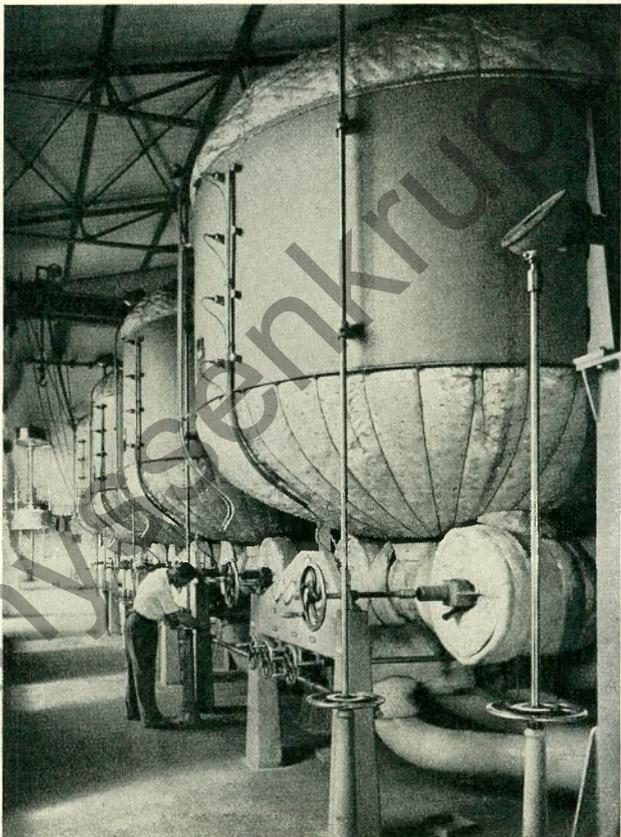


In kubischen Betonwürfeln geht die Fertigung der Initialsprengstoffe vor sich.

sehen äußerlich ganz harmlos aus. Sie präsentieren sich uns in flüssiger, gießbarer Form oder als eine Paste, in verschiedenen freundlich-fitschigen Farben, als mehligte Substanz oder schließlich als fertige Granat- oder Minenfüllung, hart wie ein gutes, altes Edelholz geworden, so daß man sie mit der Säge bearbeiten kann.

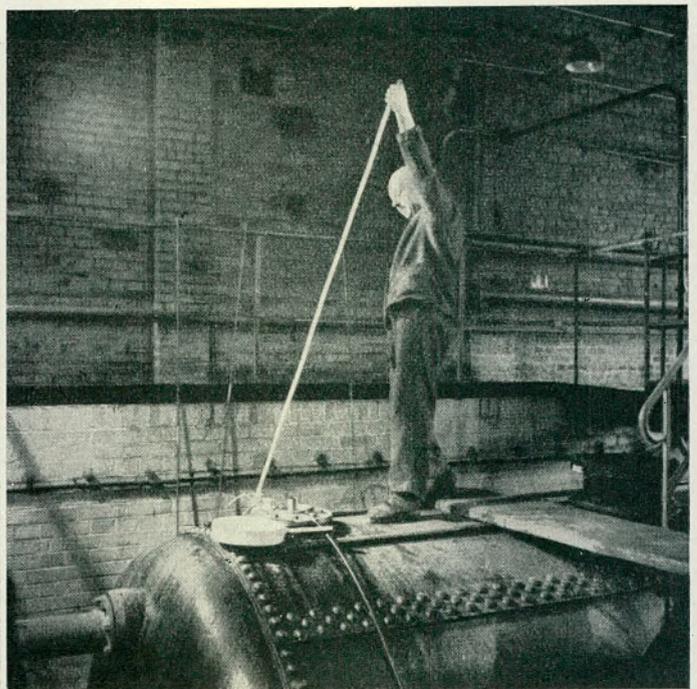
Jawohl, mit der Säge — obgleich der alte Alfred Nobel, der Erfinder des Dynamits, die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen haben würde ob solcher Unvorsichtigkeit. Aber unsere modernen Sprengstoffe sind, solange man ihnen nicht mit ganz besonderen Nadelfstichen zusetzt, höchst unempfindlich, und das ist gut so — aus Sicherheitsgründen. Zu Nobels Zeit waren Katastrophen in den Sprengstoffabriken an der Tagesordnung, aber mit den Jahrzehnten hat man gelernt, Sprengstoffe zu fabrizieren, die nur dann explodieren, wenn der Mensch es will. Die modernen Sprengstoffe kann

In großen Behältern werden die zur Sprengstoffabrikation benötigten Lösemittel wiedergewonnen und erneuter Verwendung zugeführt.



Oben: Die Pulvermasse wird eingesackt.

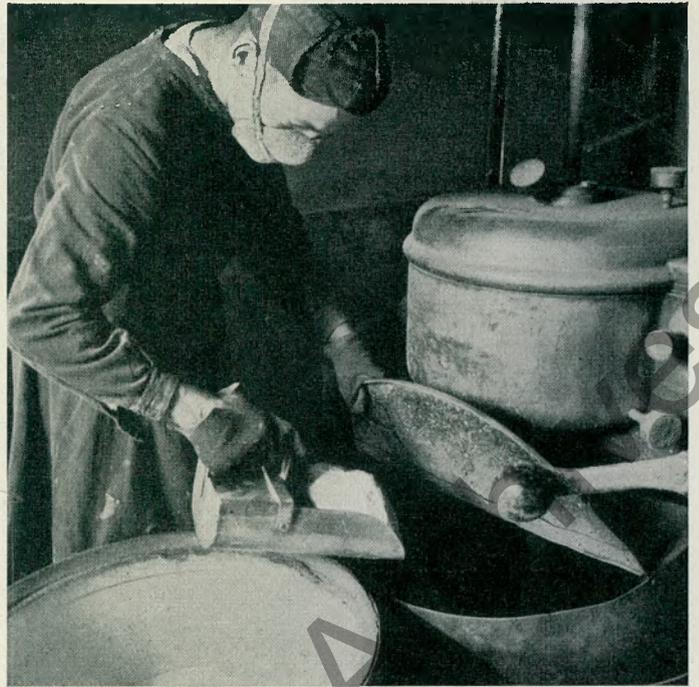
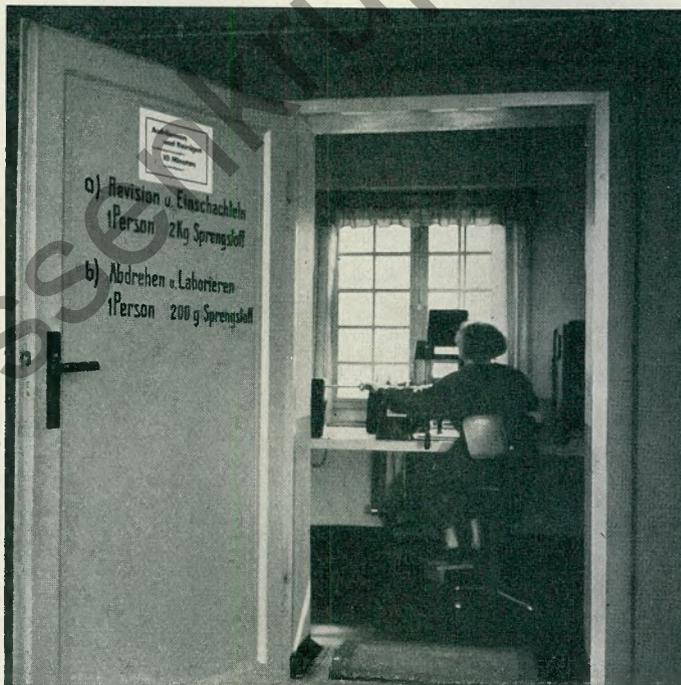
Unten: Die wiedergewonnene Säure wird in Kesseln gespeichert.



man ohne Gefahr mit Werkzeugen bearbeiten oder mit einem brennenden Streichholz entzünden: nicht das Geringste ereignet sich, höchstens brennen sie ab. Aber wenn man die sogenannte Initialzündung anwendet, dann bricht das Unheil mit seiner vollen Gewalt los. Diese Initialzündung war Nobels größte Erfindung, größer und wichtiger als das Dynamit. Sie beruht darauf, daß Sprengstoff durch einen andern detonierenden Sprengstoff zur Detonation gebracht wird, durch die Zündkapsel, die eine Quecksilberverbindung enthält, deren Explosion den Anstoß zum „großen Krach“ gibt. Mitunter setzt man jetzt sogar drei Stationen hintereinander: die Zündkapsel, durch Schlag zur Explosion gebracht, veranlaßt die Detonation einer kleinen Sprengladung, und diese gibt erst den „Initialimpuls“ für die eigentliche Detonation der Hauptsprengmasse, die dann mit einer Detonationsgeschwindigkeit von achttausend Meter pro Sekunde durch den Raum heßt: wenn du von eins bis zwei zählst, so geht in dieser kurzen Zeitspanne die „Welle“ etwa vom Adolf-Hitler-Platz in Berlin bis zum Ende der Großen Frankfurter Allee, dreißigmal schneller als der Schall — sofern sich dieser Detonationswelle nichts entgegenstellt. Was sich ihr aber entgegenstellt, das zerbricht, zerfliebt, wird pulverisiert, und je größer die Sprengstoffladung, desto furchtbarer die Wirkung der Detonation.

Wie sieht es aber nun eigentlich in einer Sprengstofffabrik aus? Ganz anders als in andern Industrien. Es fehlen die Fabrikgiganten, die großen Werkshallen. Statt dessen sehen wir kilometerweit Herden von Häuschen, umgeben mit Erdwällen und dicken Betonmauern, kleine und kleinste Gebäude, in denen die Chemie und die Mechanik der Pulverfabrikation und Sprengstoffher-

„Die Türen ohne Schlösser lassen sich nach außen öffnen . . .“



Abfüllen von Sprengstoff.

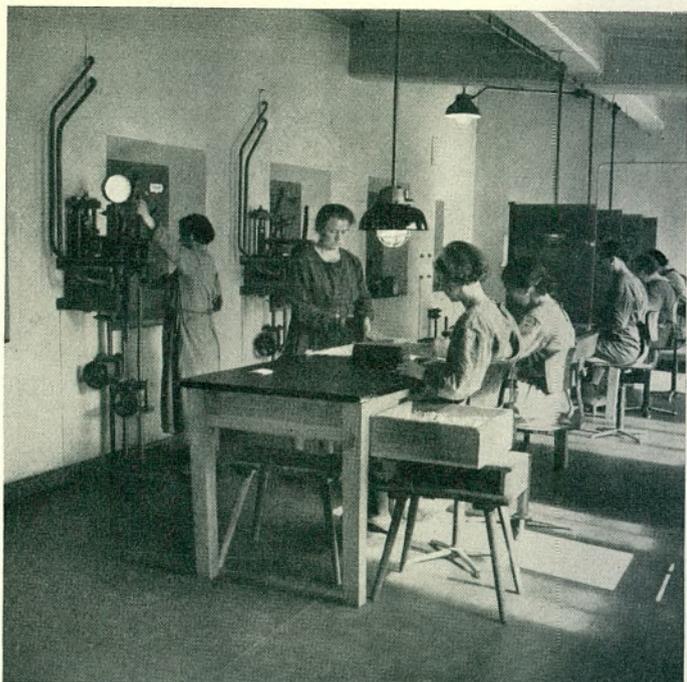


stellung vor sich geht. Der Grund ist klar: wenn irgendwo trotz aller Sicherheitsmaßnahmen und trotz der Unempfindlichkeit der modernen Sprengstoffe doch einmal etwas passiert, so soll das Unheil auf kleinsten Raum beschränkt bleiben. An den Türen dieser kleinen Häuser finden wir Schilder etwa dieses Inhalts: „Revision und Einschachteln, 1 Person, 2 kg.“ Das heißt auf deutsch: Hier wird Sprengstoff verarbeitet, aber es dürfen in diesem Raum nicht mehr als zwei Kilogramm Sprengstoff liegen und nicht mehr als eine Person anwesend sein. Die Türen, ohne Schlösser, lassen sich nach außen öffnen, damit die Arbeiter jederzeit Hals über Kopf hinausstürzen können; die Gänge in den Erdwällen und zwischen den Betonmauern sind gebogen und geknickt, damit die Detonationswellen — wenn es doch einmal welche geben sollte — sich brechen und ihre Gewalt verlieren. Die Fußböden sind mit Bleiblechen belegt, die Werkzeuge sind aus Bronze, und wir gehen in großen Pantoffeln durch die Räume: Funkenbildung muß vermieden werden. Preßluftlokomotiven ziehen Wagenzüge durch das Fabrikgelände; diese Antriebsart ohne Feuer ist für eine solche Anlage die allein geeignete.

„Die Fußböden sind mit Bleiblechen belegt, die Werkzeuge aus Bronze, die Eimer aus Hartgummi.“

Die Seltsamkeiten gehen weiter: wir treffen auf Arbeiter, die die Materie, mit der sie sich befassen, während des eigentlichen Arbeitsganges gar nicht zu sehen bekommen. Da ist zum Beispiel ein kleines Haus mit einem dicken Kubus auf dem Dach, einem Betonwürfel, der die Maschinerie einer hydraulischen Presse enthält; unter dieser mit einem Druck von zwei Millionen Kilogramm arbeitenden Presse wird ein Sprengstoff von furchtbarer Zerstörungskraft, das Trinitrotoluol, aus der mehlig-pulvrigen Form in einen festen, harten, dichten Körper verwandelt, der etwa wie ein Napfkuchen aus-

Die Seltsamkeiten gehen weiter: wir treffen auf Arbeiter, die die Materie, mit der sie sich befassen, während des eigentlichen Arbeitsganges gar nicht zu sehen bekommen. Da ist zum Beispiel ein kleines Haus mit einem dicken Kubus auf dem Dach, einem Betonwürfel, der die Maschinerie einer hydraulischen Presse enthält; unter dieser mit einem Druck von zwei Millionen Kilogramm arbeitenden Presse wird ein Sprengstoff von furchtbarer Zerstörungskraft, das Trinitrotoluol, aus der mehlig-pulvrigen Form in einen festen, harten, dichten Körper verwandelt, der etwa wie ein Napfkuchen aus-



Hier werden Sprengkapseln hergestellt.

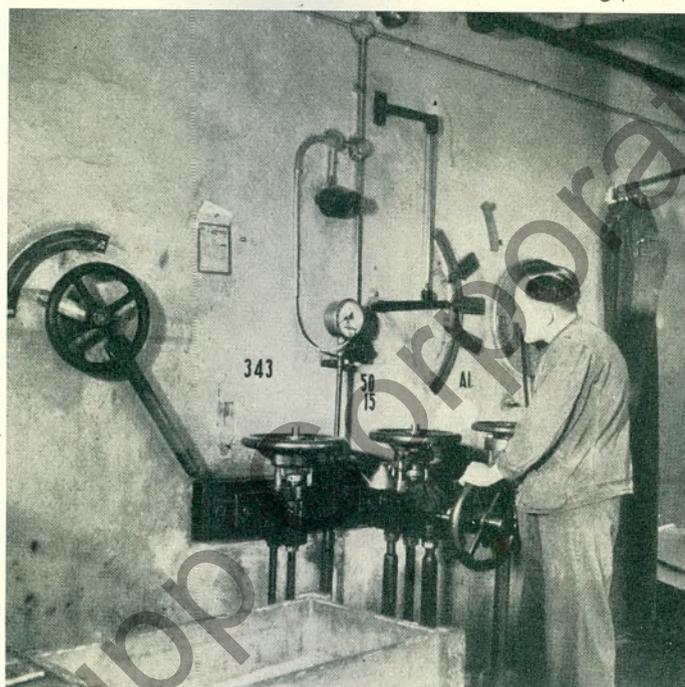
sieht, dem der Bäcker zu wenig Hitze gegönnt hat. Es ist ein grausiger Gedanke, diese Substanz dem Druck der Riesenschere überantwortet zu wissen. Als man einem alten Sprengstoff-Chemiker, der sich zur Ruhe gesetzt und nur von ferne von den Dingen gehört hatte, die in seinem Fach inzwischen erarbeitet worden waren, bei einem Werksbesuch eine solche Presse vorführte, da brach diesem unerschrockenen Manne, der sein ganzes Leben dem Sprengstoff gewidmet hatte, sozusagen der kalte Schweiß aus. Aber das Verfahren ist für die Leute, die die Presse bedienen, gefahrlos, denn der Pressvorgang vollzieht sich hinter einer dicken Panzerwand, der auch die stärkste Ladung nichts anhaben kann: Messvorrichtungen zeigen an der Stirnseite dieser Wand dem Arbeiter den Pressendruck und die Stellung des Presskolbens an, und mit seinen Hebeln bedient er eine Maschine, die er nicht sieht, damit sie einem Stoff zu Leibe geht, den er ebenfalls nicht sehen kann.

Bis vor hundert Jahren kannte die Welt nur das gute alte Schwarzpulver, die Mischung von Salpeter, Schwefel und Kohle, das Material, das einen höllischen Rauch entwickelte und seine Benutzer oft genug im Stich ließ. Um 1850 setzte dann die Chemie mit Macht auch auf diesem Gebiete ihre Spuren ein: ein Italiener erfand das Nitroglycerin, ein Deutscher die Schießbaumwolle, dann die Nitrozellulose, ein Schwede das Dynamit und die Zündkapsel; schließlich reiheten sich die vielen und vielfältigen Arten des Pulvers und der Sprengstoffe an, unterschiedlich nach Ausgangsstoffen und Bearbeitungsweisen, eine große Zahl von Substanzen, von denen so manche nur den engsten Fachkreisen bekannt sind. Es ist eine Wissenschaft, die immer noch etwas von der alten

Alchemie hat, und manchem mag heute noch für das ganze Gebiet der Pulver- und Sprengstoffe der Titel eines Teufelwerks als der allein richtige erscheinen. Aber wir sollten nicht vergessen, daß der Sprengstoff auch ein ziviles Leben hat. Normalerweise ist dieses zivile Leben sogar viel wichtiger als das Teufelwerk, das Werk der Vernichtung. Der Sprengstoff hilft uns im Bergwerk die Kohle fördern, Erze und Salze gewinnen; der Sprengstoff tut seine Dienste beim Tunnelbau, bei der Errichtung von Straßen und Kanälen; große und bedeutende Werke der menschlichen Kultur und Zivilisation wären hoffnungslos stecken geblieben, wenn der Mensch sich nicht im Sprengstoff ein Mittel geschaffen hätte, das viele Hände ersetzt, weil es buchstäblich mit einem Schläge die Arbeit vollbringt, zu der man Tausende und aber Tausende von Männern brauchte — hätte man nicht eben dieses Teufelwerk, von dem man demnach auch sagen könnte, es sei die Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft.

Das Gute schaffen also auch die Männer, die in den Sprengstofffabriken ihre Arbeit tun — Männer mit ernsten Gesichtern, von der Verantwortung für das Leben auch ihrer Mitarbeiter,

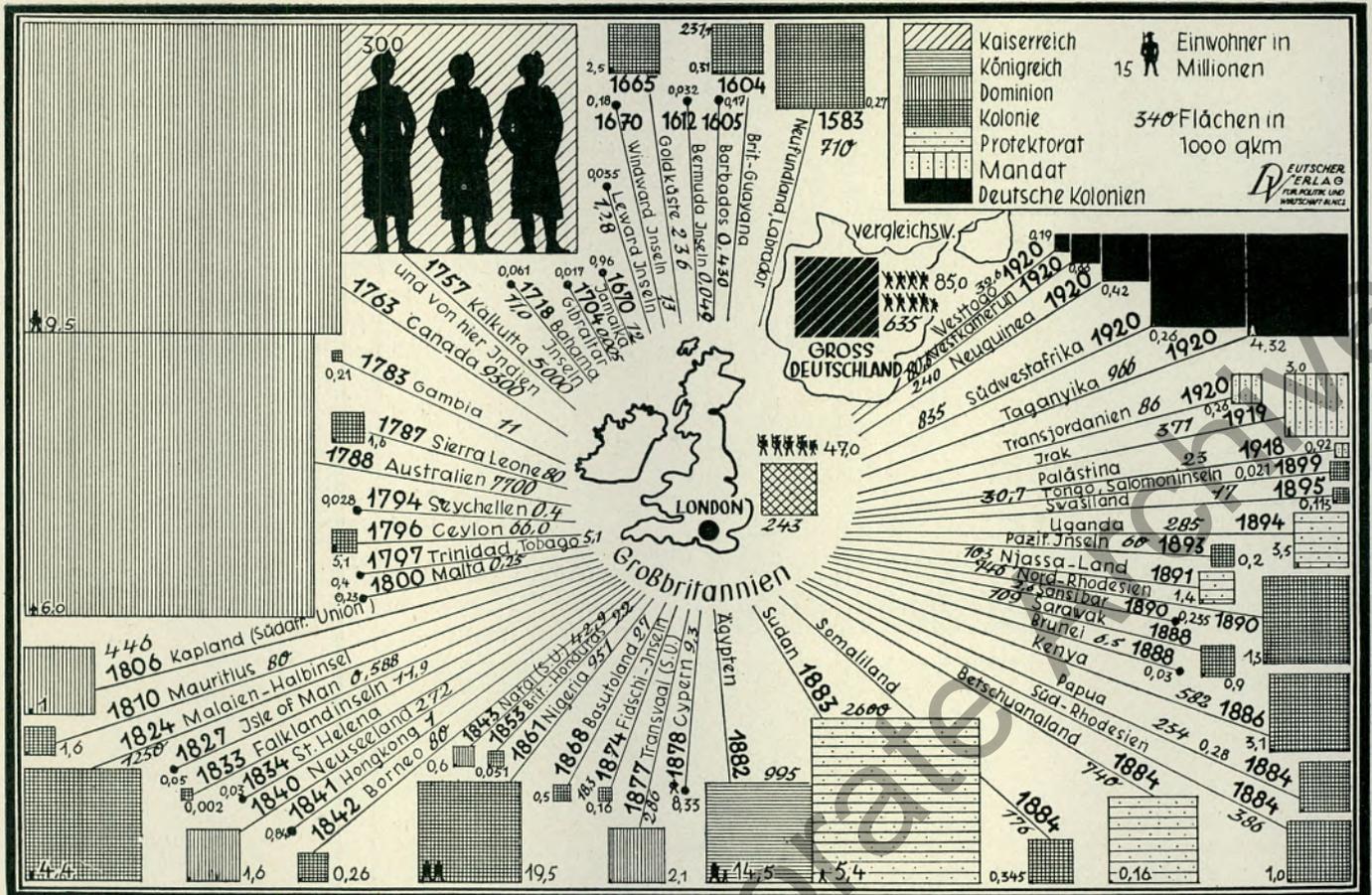
gezeichnet, einer Verantwortung, die so sichtbar ist, daß sie sie wie eine Aura tiefer Sachlichkeit umgibt —, und auch die Chemiker, Techniker und Kaufleute, die ihre Lebensarbeit dem Sprengstoff gewidmet haben. Und sie tun im übrigen ihre Pflicht an einer besonders wichtigen und exponierten Front der Rüstungsindustrie, an einem Abschnitt, der wenig Allgemeinverständliches bietet, wenig für das Auge und für äußeren Ruhm. Deshalb seien ihnen diese Zeilen gewidmet: ohne diese Männer ständen wir nicht da, wo wir heute sind.



Der Arbeiter geht mit seinen Hebeln einem Sprengstoff zu Leibe, den er nicht sieht.

Befestigen eines Bohrloches mit Sprengstoff auf einer deutschen Eisenerzgrube.





Britische Raubzüge durch vier Jahrhunderte.

„Jeder Engländer kommt mit einem wunderbaren Talisman zur Welt, der ihn zum Herrn der Erde macht. Wenn der Engländer etwas will, gefieht er nie ein, daß er es will. Er wartet geduldig, bis in ihm — Gott weiß wie — die tiefe Überzeugung erwacht, daß es seine moralische und religiöse Pflicht sei, diejenigen zu unterwerfen, die das haben, was er will...“ — Das letzte Geheimnis der Entstehung des britischen Weltreiches wird mit diesen Worten von Bernard Shaw angerührt. Die Nationaleigenschaften der Briten: ausgeprägter Stammeshochmut, nie erlahmendes stuppelloses Machiststreben und eben diese von Shaw so treffend beschriebene, spezifisch englische Fähigkeit zu „ehrlischer Heuchelei“ sind die verlässlichen Grundlagen, auf denen sich in vier Jahrhunderten das gewaltige und künstliche Machtgebilde des Empires aufbauen konnte.

Unser Bild zeigt — dem Uhrzeiger entgegenlaufend — in chronologischer Reihenfolge die Erwerbungen von Kolonien, Dominions, Stützpunkten, Mandaten, Protektoraten usw., aus denen England seit der Zeit der Queen Elizabeth sein „British Commonwealth of Nations“ zusammengefügt hat. Blutige Eroberung und friedliche Durchdringung, Kauf und Tausch, Intrigen, List und offene Gewalt, kurz alle Arten der Besitznahme fremden Eigentums hat England dabei erprobt und angewandt.

Die Geschichte des britischen Weltreiches ist die Geschichte des britischen Seeherrschafsausspruches. Seit dem 16. Jahrhundert sind alle englischen Angriffskriege aus dieser Doppelwurzel entstanden. Durch die Vernichtung der spanischen Armada 1588, das blutige Niederringen der niederländischen Seemacht 1652/54 und 1664/67 und durch die anschließenden fortgesetzten Kriege gegen Frankreich beseitigte England nacheinander jeden aufstrebenden Rivalen im Welthandel. Der gegenwärtige Krieg ist der Versuch, diese Reihe fortzusetzen. Churchill äußerte schon 1936 dem USA.-General Wood gegenüber: „Deutschland wird uns zu stark, wir müssen Deutschland vernichten!“

Großbritannien ist keine eigentlich europäische Macht — es empfindet sich selbst stolz als „Welt-Benedig“, dessen Straßen die Meere sind. In Europa besitzt es — außer dem Mutterlande — lediglich noch Gibraltar und Malta. In den übrigen vier Erdteilen aber hat sich England ausgedehnte Machtsphären zu sichern vermocht, die sich über ein reichliches

Fünftel des Gesamtbestandes der Erde und über mehr als ein Viertel ihrer Bewohner erstrecken. Das Mißverhältnis zwischen dem Mutterland und den Kolonien geht aus unserem Bild deutlich hervor. In Nordamerika errichtete England durch Raleigh 1583 in Virginia seine erste Kolonie, der bald die bekannnten Gründungen der Puritaner und — zwei Jahrzehnte vor dem Abfall der „Vereinigten Staaten“ — 1763 die Eroberung des französischen Kanada folgten.

Nach Australien schickte England Ende des 18. Jahrhunderts über 100 000 Sträflinge und Zuchthausler, welche die Urbevölkerung fast ausrotteten. Erst die später gemachten Goldfunde zogen auch andere Siedler herbei.

Eine Schreckenschronik bildet das Eindringen der Engländer in Asien. Seitdem 1600 die Englisch-Ostindische Kompanie gegründet und 1601 vom Mutterland mit selbständiger Gerichtsbarkeit, Militärgewalt und dem Recht, in Indien Krieg zu führen, ausgestattet worden war, war in Indien privater britischer Willkür und Grausamkeit Tür und Tor geöffnet. Die Ostindische Kompanie wurde erst 1857 während des gefährlichen Sepoy-Aufstandes aufgelöst und die Herrschaft über Indien an die englische Krone übertragen, die es 1877 zum Kaiserreich machte.

Mit Afrika kam England zunächst nur durch den Handel mit Sklaven, Gold und Elfenbein in Berührung. In Kämpfen zwischen 1795 und 1815 nahm England Holland die Kapkolonie weg und verfolgte seither — besonders intensiv unter der Ara Cecil Rhodes' — das Ziel der Verbindung Kap — Kairo und der Befestigung der gesamten Ostküste Afrikas, um dadurch den Indischen Ozean zu einem britischen Binnengewässer zu machen. Etappen zu diesem Ziel waren 1882 die Befestigung zum „Schuß“ Ägyptens, die erst 1922 aufgehoben wurde, 1898 die Erwerbung des Sudan, 1899 bis 1902 die berühmte Einverleibung des Landes der freien Büren und schließlich im Weltkrieg die Verdrängung der Deutschen aus Ostafrika.

In vier Jahrhunderten hat sich also England in allen fünf Erdteilen festzusetzen vermocht. Aber augenblicklich erwächst dem britischen Imperium neben Deutschland und neben dem USA.-Imperialismus noch ein gewaltiger Feind, der seine Weltmacht zerstören wird: die Front aller farbigen Völker gegen den gemeinsamen Unterdrücker!

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortlicher Hauptschriftleiter: W. Debus. — Schriftleitung: Düsseldorf, Reichsstraße 20. — Fernsprecher: Düsseldorf 102 31. — Druck: A. Bagel, Düsseldorf.